

Aus dem Leben
des sächsischen Pfarrers
Johannes Köhler
(1861-1941)

**„Am Hof des Märchenkönigs Ludwig II.“
Jugenderinnerungen an meine Kandidatenzeit, und zwar
Erlebnisse am bayrischen Königshof (1884-1887) Seite 3**



**Einige interne Ergänzungen zu
meinen Erinnerungen am bayrischen
Königshof auf besonderen Wunsch
der Gräfin Ludmilla zu Castell-
Castell. Seite 16**

„Lebenserinnerungen“ Seite 20

**„Von meinen Begegnungen mit
bewährten Kirchenführern“ Seite 25**

**Beiträge zum Altarbild „Christi Himmelfahrt“
von Sascha Schneider in der Kirche von
Wolkenburg/Sa. Seite 33**

Liebe Leserin, lieber Leser,

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte aus der Reihe „Schönberger Blätter“ und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche und zeitgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Thälmannstr. 16, 39291 Möser, Tel. 039222-687686,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Druck: 16.09.24

Johannes Köhler ist der Urgroßvater des Herausgebers Joachim Krause.

Die hier wiedergegebenen Texte fanden sich im familiären Nachlass als Schreibmaschine-Abschriften.

In die Original-Texte wurden vom Herausgeber einige erklärende Fußnoten eingefügt.

Verwendung und Nachdruck – auch von Textteilen - bitte nur nach Rücksprache.

„Am Hof des Märchenkönigs“

Jugenderinnerungen an meine Kandidatenzeit, und zwar Erlebnisse am bayrischen Königshof (1884-1887)

*(Aus den Memoiren von Pfarrer **Johannes Köhler**, geschrieben 1939/40; unter dem Titel „Am Hof des Märchenkönigs“ wurde der Text in Auszügen abgedruckt im evangelischen „Sonntagsblatt“, München, ab 21.12.1986 in sieben Fortsetzungen. Die Fußnoten stammen vom Herausgeber JK.)*

Sie liegen weit zurück. Im Sommer 1884 war es. Ich baute mein zweites theologisches Examen in Leipzig. Zwischen dem Schriftlichen und Mündlichen eröffnete mir Professor Woldemar Schmidt, der mir sehr wohlwollend gesinnt war: „Köhler, kümmern Sie sich um keine Stelle, ich werde Ihnen eine passende versorgen.“ Gesagt, getan: Während der großen Ferien erhielt ich aus der Schweiz einen Brief von ihm, in dem er mir mitteilte: „Der Obersthofmeister des Königs von Bayern, S. Erlaucht Herr Graf Gustav zu Castell-Castell hat sich an mich gewandt, damit ich ihm einen Hauslehrer für seine beiden Söhne vorschlagen möchte. Ich habe Sie genannt, bewerben Sie sich sofort.“ In seiner väterlich fürsorglichen Weise fügte er hinzu: „Benutzen Sie einen Bogen großen Formats und als Anrede schreiben Sie „Eure Erlaucht – Gnädigster Herr Graf“.

Die Sache klappte. Ich wurde alsbald engagiert. Am 15. Oktober 1884 sollte ich in München eintreffen, und, da mich ja niemand von der gräflichen Familie kannte und abholen konnte, mit der Droschke in die Brienner Straße zum Wittelsbacher Palais fahren. Dort stand vor dem Eingangstor unweit des Schilderhauses eine militärische Riesengestalt, ein Hadschir¹ von der königlichen Leibgarde, auf eine Art Tambourmajorstock gestützt: „Was wünschen Sie?“ Als ich den Zweck meines Kommens meldete, veränderte sich sein strenges Gesicht. „Ich bin orientiert, bitte kommen Sie mit.“

So wurde ich in das Parterre des Palais geführt. Der Herr Graf hatte mich schon erwartet. „Wenn Sie sich etwas restauriert haben, kommen Sie bitte herunter zum Essen. Sie werden Hunger haben. Wir haben schon gespeist, da meine Frau noch in der Ferne weilt, aber ich werde Ihnen Gesellschaft leisten. Wir können da mancherlei gleich besprechen.“ Der Diener servierte mir. Am Schluss kamen die berühmten Spülgläser, damals noch mit parfümiertem Wasser gefüllt. Alles ging glatt. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil dies meine erste persönliche Prüfung am bayrischen Königshof, wie ich später bemerkte, bedeutete hatte. Als wir im nächsten Jahr sechs Wochen in Tutzingen am Starnberger See zur Sommerfrische waren und nach Tisch auf einer Wiese lagerten, sagte der Herr Graf zu mir: „Wissen Sie noch, lieber Herr Köhler, wie Sie voriges Jahr kamen? Da habe ich meiner Frau nach Großgmain bei Reichenhall geschrieben: „Liebe Elisabeth, Du kannst ganz unbesorgt sein, der sächsische Kandi-

¹ Die Königlich Bayerische Leibgarde der Hartschiere (Hartschier von italienisch Arciere = Bogenschütze) waren eine Hofgarde der bayerischen Kurfürsten und Könige. Die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunächst als militärischer Verband aufgestellte Truppe wurde im 19. Jahrhundert zu einer rein zeremoniellen Garde.

dat hat das Spülwasser nicht gsuffe wie seine beiden bayrischen Vorgänger." Ich hatte mich äußerlich also gut eingeführt, was mir sehr zustatten kam.

Herr Graf zu Castell-Castell war ein Edelmann im besten Sinne des Wortes. Schon unter König Max von Bayern gehörte er eine Zeitlang als Ordonnanzoffizier zum Hofstaat, dann, unter König Ludwig II., wurde er als Obersthofmeister der oberste Hofbeamte und war zugleich Generalleutnant á la suite der Armee. Seine Gattin, eine geborene Gräfin Brühl, Schwester des früher in Sachsen bekannten inneren Missionsmannes Graf Brühl auf Seifersdorf bei Radeberg, war eine überaus lebenswürdige Dame, die man verehren musste, eine *anima candida*². Beide gut evangelisch. Ihre zwei Söhne, Graf Friedrich und Wolfgang zu Castell-Castell, meine Zöglinge, waren prächtige Jungens, machten mir viel Freude im Unterricht und hingen je länger je mehr mit rührender Liebe an mir.

Durch die gräfliche Familie kam ich auch immer mehr mit dem bayrischen Königshof in Berührung. Im Wittelsbacher Palais wohnten außer uns der Prinz Arnulf von Bayern und seine Gattin, geborene Prinzessin Lichtenstein, mit ihrem Buben, dem Prinzen Heinrich. Im Park traf man öfter mit den königlichen Hoheiten zusammen. Eines Tages kamen dieselben auf mich zu und Prinz Arnulf sagte: „Herr Kandidat, ich höre, dass unser Heiner – damals zweieinhalb Jahre alt – von Ihnen reden gelernt habe. Wenn ich nur mal ein einziges Wort aus seinem Munde hören könnte." Ich erwiderte: „Königliche Hoheit, das soll gleich geschehen.“

Wohlgemerkt, ich war damals noch ein Jüngling mit lockigem Haar. Dem Prinzen Heiner machte es den größten Spaß, mir mit seinen Händen in den Haarschopf fahren zu können. Er durfte es aber nur, wenn er zuvor „Haare" gesagt hatte. Zur Pfingstzeit wurde das Gras im Palaispark gemäht. Mir war's als Kind selbst die größte Freude gewesen, mich in den Heuhaufen herumwälzen zu können. Dem kleinen Prinzen gönnte ich diesen Spaß auch, aber nur, wenn er gesagt hatte: „Heu". Ich war also meiner Sache sicher. In Gegenwart der prinzlichen Herrschaften nahm ich den Heiner auf den Schoß und fragte: Prinz Heiner, was hat der Herr Köhler auf dem Kopfe? Prompt lautete die Antwort: „Heu". Großes Gelächter. Ich war wie erschlagen. Prinz Arnulf, der eine große Glatze hatte, klopfte mir treuherzig auf die Schulter: „Herr Kandidat, wenn ich nur das Heu auf dem Kopfe hätte. Aber es freut mich doch sehr, dass ich meinen Jungen habe reden hören.“ Er hats auch später ordentlich noch gelernt. Er ist im Weltkrieg als Kommandeur der schweren Reiter, soviel ich weiß, dann leider in Rumänien gefallen.

Auch in die Familie des Prinzen Ludwig, späteren Königs von Bayern, die ebenfalls im Wittelsbacher Palais wohnte, fand ich alsbald Eingang, da die prinzlichen Söhne mit meinen Schülern verkehrten, und ebenso ins Palais des Prinzen Leopold von Bayern, späteren obersten Heerführers im Osten während des Weltkrieges, kamen. Seine Gattin, die Tochter des Kaisers von Österreich, war eine charmante hohe Dame, die gern die Jungens um sich hatte.

Vor allem bleibt mir unvergessen, dass in die Zeit meines Münchener Aufenthalts die Tragödie des Königs Ludwigs II. fiel. Im Winter 1884/1885 hielt er noch selbst eine Zeit lang Hof in München und kam zu diesem Zweck aus dem Gebirge in die Residenz. Es war bekannt, dass er die Nacht zum Tage machte. Am Abend seiner Ankunft äußerte

² reine Seele, argloser Mensch; Eine «*anima candida*» ist ein naiver Mensch, der unbelehrbar durch Schicksalsschläge und Erfahrung von Jammer und Not in der Welt an das Gute glaubt.

der Herr Graf zu Castell-Castell zum Diener: „Jakob, Du musst heute aufbleiben, wahrscheinlich wird gegen 1 Uhr der Hoflakai kommen und für Frau Gräfin ein Bukett als Willkommensgruß Sr. Majestät bringen.“ So geschah es. Der König erfüllte alle Höflichkeitspflichten.

So sagte er sich auch zum Besuche bei den prinzlichen Herrschaften im Wittelsbacher Palais an. Das war aber ein Zeichen, dass dieselben ins Theater gehen mussten oder anders wohin. Jedenfalls wollte er sie nicht antreffen. Ich sehe es noch im Geiste, wie eines Abends gegen 10 Uhr der sechsspännige goldstrotzende Wagen mit dem fackeltragenden Hofkurier an der Spitze ins Portal des Palais einfuhr. Mit der gräflichen Familie stand ich in einem Glaspavillon im Hochparterre und konnte alles übersehen. Herr Graf in seiner Obersthofmeisteruniform machte die Honeurs, als der König ausgestiegen, und meldete, dass die königlichen Hoheiten nicht anwesend seien.

Unvergesslich bleibt es mir, wie ich ihn zum ersten Mal so ganz nahe vor mir stehen sah. Den stattlichen, schönen, rätselhaften König, eine seltene, fast geisterhafte Erscheinung. Blass mit großen dunklen, aber unheimlichen Augen. Wir konnten ihn lange beobachten. Er unterhielt sich mit dem Herrn Grafen, wie wir später hörten, über das bevorstehende große Hoffest und vor allem über die einzelnen Herren, die ihm dabei vorgestellt werden sollten. Er nahm das durchaus ernst und orientierte sich genau, um seiner Anrede an die Betreffenden ein Gewicht zu geben. Daher später bei dem Hoffest der wegen seiner langen Dauer gefürchtete Cercle, während dem niemand, auch die Prinzessinnen nicht, sich setzen durften. Der alte Generaladjutant Graf Pappenheim konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und wurde ohnmächtig aus dem Saal getragen.

Noch ein zweites Mal war es mir vergönnt, S. Majestät persönlich zu schauen. Es fand das berühmte Ordensfest der Georgiritter statt. Georgiritter konnten nur katholische Altadelige werden, die mindestens zwölf Ahnenreihen aufzuweisen hatten. Von den Fenstern im zweiten Stockwerk der königlichen Residenz aus durfte ich mit der gräflichen Familie das wunderbare Schauspiel des Festzuges beobachten. Wahrlich, es war ein imposanter Anblick, die ernsten Gestalten in ihren Brokatgewändern, die Reihen der ehrfurchtsvoll salutierenden Hadschire der königlichen Leibgarde langsam und feierlich durch den Residenzhof zur Hofkapelle wandeln zu sehen. Voran schritt König Ludwig II. als Großmeister des Ordens im Vollgefühl seiner Würde, eine wahrhaft majestätische Erscheinung.

Ich konnte verstehen, was mir der Herr Graf erzählt hatte, dass bei dem Leichenbegräbnis von Ludwigs Vater, des Königs Max II., im März 1864, wo er zur Seite seines kleineren Bruders hinter dem Sarge her zu Fuß zur Michaeliskirche schritt, alles Volk seine schöne Erscheinung bewundernd betrachtete. Es konnte einem die damalige Hochglut weiblicher Herzen für den jungen König begreiflich erscheinen. Sogar eine bäuerliche Großmutter hatte ausgerufen: "Dr Kini hot a schöns Gschau!" Die unglaublichsten Veranstaltungen wurden gemacht, ihm unerwartet zu begegnen. Mütter aus guten Familien irrten mit ihren schönen Töchtern in den Gängen der Residenz hin und her mit dem Wunsch, wenn man ihm doch nur einmal begegnen könnte, bis ein barscher Hadschir sie anfuhr und hinauswies.

Aber auf einmal sind diese stillen Wünsche schwer niedergeschlagen worden durch die Kunde, dass der märchenhafte König sich verlobt habe. Mit Prinzessin Sophie, der Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, der nachmaligen Herzogin von Alen-

con, die in Paris ein so schreckliches Ende in dem Brand eines Wohltätigkeitsbasars finden sollte. Ich habe sie selbst noch in München wiederholt gesehen. An Schönheit kam sie der kaiserlichen Schwester, deren großes Ölgemälde in der Neuen Pinakothek hängt, nicht gleich. Aber sie war eine anmutige schlanke Erscheinung mit hübschen Gesichtszügen und reichem Haar. Die Begeisterung für Richard Wagner hat sie mit dem königlichen Vetter geteilt, so ist wohl auch die Verlobung zustande gekommen, die er seiner ganzen Natur nach sonst nicht gesucht hätte. Die Erkenntnis einer Übereilung scheint ihm bald genug aufgegangen zu sein, er schob die Vermählung immer wieder hinaus, bis endlich der Vater der Braut Herzog Max eine Erklärung forderte. Da erlebte München das Unerhörte: Die Auflösung einer königlichen Verlobung.

Fortan zeigte sich der König nur ungern und selten öffentliche Er wurde zum einsamen Manne. Der einzige, der Einfluss auf den König besaß, war der enthusiastisch vergötterte Freund, den ein märchenhaftes Geschick aus tiefster Not und Bedrängnis auf solche glänzende Höhe gehoben hatte. Zu der Zeit, als ich in München weilte, war allerdings die Ära Richard Wagners längst vorüber. Ich hörte im gräflichen Hause noch öfter von ungemessenen Geldforderungen an die Kabinettskasse reden, die der Komponist verursacht hatte³.

Die Symptome geistiger Erkrankung traten beim König immer deutlicher hervor. Die Regierungsgeschäfte überließ er fast ganz den Ministern, das Leben am Hofe den obersten Hofbeamten. Im Winter 1885/86 hielt er sich ganz fern von der Residenz. Daher kam es, dass Herr Graf zu Castell-Castell als Obersthofmeister im Namen und Auftrag des Königs und im Verein mit seiner Gattin, der ersten Palastdame am bayrischen Königshof, das übliche große Hoffest mit Hofball abzuhalten hatte. Für mich war es insofern wertvoll, weil ich so durch Vergünstigung des Herrn Grafen von der Galerie des Festsaales aus als einziger heimlicher Zuschauer, mit dem gräflichen Opernglas bewaffnet, das höfische Treiben gut beobachten konnte. Die Herren in großer Uniform: Militär-, Reichsrat- und Hofuniform mit höchsten Orden und Ordensbändern dekoriert, die Damen decolletiert mit strahlenden Brillanten im Haar und an den seidenen Kleidern mit der langen Hofschleppe – ein verlockender Anblick.

Unter den Prinzen interessierten mich besonders der Herzog Carl Theodor von Bayern, der berühmte Augenarzt, der in seinem Schloss Tegernsee unzählige arme Starkranke unentgeltlich operiert hat, und der Prinz Ludwig Ferdinand mit seinem Wohnsitz in Schloss Nymphenburg, der als Geigenvirtuos es liebte, bei den berühmten Odeonskonzerten mit in der Hofkapelle zu spielen.

Jede der anwesenden Prinzessinnen saß auf einem erhöhten Sessel von ihrem weiblichen und männlichen Hofstaat umgeben. Es war interessant wahrzunehmen, wie sie ihren Hofmarschall oder die Adjutanten aussandten, um bevorzugte, auch ältere Herren zum Tanz zu bitten. Da sah man dann Quadrille und Contre in wundervollen Gruppen tanzen.

Nach dem Souper kam vor allem die Jugend zur Geltung. Unter ihr befand sich der Neffe meines Chefs, Graf Friedrich-Carl zu Castell-Castell, damals noch juristischer Referendar, aber bereits Mitglied des Reichsrats an Stelle seines verstorbenen Vaters. Ich sehe ihn noch mit einer hochadligen jungen Dame im Arm einen so schneidigen Galopp anführen, dass die züchtigen Sträußchen der jungen Damen im Saale davonflogen – oh wie gerne hätte ich da mitgetan!

³ anders im Schreibmaschinenmanuskript: die der Aufenthalt des Kunstmaecen in Rom und am Vierwaldstätter See und anderswo auf königliche Kosten verursacht hatte

Der ganze festliche Abend war für den gewöhnlichen Sterblichen wie ein Traumland, in das er geführt wurde. Und ich sollte auch noch einen besonderen Nachgeschmack im wahrsten Sinne des Wortes von dem Hoffest haben, denn am nächsten Tage wurden für die gräfliche Tafel die leckerhaftesten Speisen gebracht, die vom Souper übriggeblieben waren: Gänseleberpastete, Rehrücken, Kapaunen, Torten usw. Wenn ich jetzt daran denke, kommt mir's wirklich vor wie ein Tischlein-deck-dich.

Doch auch in anderer Beziehung hatte ich einen Gewinn von der Vertretung des Königs durch seinen obersten Hofbeamten. S. Majestät war Kirchenpatron für die Cajetan-Hofkirche. In ihr gabs eine Pfarrstelle neu zu besetzen. Vorschlag und Wahl lag in der Hand des Kirchenpatrons, daher auch seines Vertreters, obwohl dieser der ev.-luth. Konfession angehörte.

Herr Graf machte mir den Vorschlag, die Gastpredigten der vorgeschlagene Priester an vier verschiedenen Sonntagen mit anzuhören. Nach der letzten frug er mich beim Déjeuner⁴, welchen der Prediger ich wählen würde. Ich nannte ihn den, der den verlesenen Predigttext wirklich ausgelegt hatte, während die anderen nur ein Schriftwort verlesen, aber dann über ein freies Thema, zum Teil zur Verherrlichung der Mütter Maria gesprochen hatten. Das fand die Zustimmung des Herrn Grafen: „Der von Ihnen Genannte soll der neue Hofgeistliche werden.“ So hatte der junge evangelische Kandidat der Theologie mit zur Wahl eines katholischen Hofgeistlichen an der Cajetan-Kirche beitragen können. Gewiss ein einzig dastehender Fall.

Und noch ein weiteres Erlebnis auf ähnlicher Linie. Es kam der Gründonnerstag 1886. An ihm fand, wie alljährlich, in der Residenz zu München die Zeremonie der Fußwaschung statt zur Erinnerung an die demütige Herablassung des Heilands und in wirklicher Erfüllung der Ermahnung, die er daran anknüpfte: Ev. Joh, 13, Vers 15: „Ein Beispiel habe ich Euch gegeben, dass Ihr tuet wie ich Euch getan habe.“

Während sonst in der katholischen Kirche der Papst oder die Äbte oder andere geistliche Vorgesetzte die Zeremonie ausüben, tat es damals an manchen Höfen, wie in Wien und Madrid, so such in München der katholische Fürst selbst.

Diesmal kam hier nur sein Stellvertreter, der königliche Obersthofmeister, trotz seiner Zugehörigkeit zur evangelischen bayrischen Landeskirche, in Frage. Ich durfte Zeuge der Handlung sein. In Anlehnung an die zwölf Apostel-Zahl waren zwölf arme alte Männer Bayerns im Alter von 85 bis über 100 Jahre ausgewählt worden. Nach ihrer Ankunft in der Residenzstadt wurden sie zunächst einer Badeanstalt zugeführt und neu eingekleidet. Am Gründonnerstagvormittag kamen sie, geführt von Chorknaben, hohen und niederen Geistlichen, in feierlichem Zuge durch die weiten Gänge der Residenz unter ernstem monotonem Gesang in den geweihten Raum, in dem der Obersthofmeister Sr. Majestät des Königs mit den Männern seines Stabes sie empfing.

Ein Diakon sang das Evangelium Joh. 13, 1-15. Hierauf wurde der Stellvertreter des Königs mit einem linnenem⁵ Tuch umgürtet. Dieser vollzog nun, unterstützt von Priestern, die weiße Festfarbe trugen, die heilige Handlung, indem er jedem der Zwölf den rechten Fuß aus einer goldenen Kanne mit Wasser begoss. Einer der Geistlichen trocknete den Fuß ab und küsste ihn, d.h. formell. Inzwischen wurden vom Chor ent-

⁴ Frühstück, kleines Mittagessen

⁵ leinenen

sprechende Psalmen und Responsorien vorgetragen. Es folgte ein Gebet. Zum Schluss überreichte der Offiziator⁶ den einzelnen Männern je einen Beutel voll Silberlinge, gleich 30 Silbertaler. Ich muss sagen: Für mich, den jungen evangelischen Kandidaten, war die Zeremonie zwar befremdend, aber doch eindrucksvoll durch ihre Feierlichkeit.

Es brach das Frühjahr 1886 an. Der Verkehr mit dem König gestaltete sich für die obersten Behörden immer schwieriger, er war überhaupt kaum noch möglich. Nicht einmal der persönliche Kabinettsrat konnte sich bei ihm Eingang verschaffen. Nur einer seiner Kammerdiener besaß noch das königliche Vertrauen. Seiner musste man sich bedienen, um nur die allerwichtigsten staatspolitischen Maßnahmen ermöglichen zu können. Von Woche zu Woche, von Tag zu Tag wurde es offenkundiger, dass die Geisteskrankheit des Königs starke Fortschritte gemacht. Man hatte ja das Beispiel an seinem unglücklichen königlichen Bruder Otto, der schon lange Jahre in einem der bayrischen Schlösser, Herrenried hieß es, als schwer Geisteskranker untergebracht war.

Es herrschte eine schwüle Luft am bayrischen Königshofe, auch im gräflich zu Castellschen Hause. Man ahnte, dass bald ein heftiges Gewitter losbrechen würde. Da – in der Pfingstwoche – geschah es. Herr Graf zu Castell-Castell kam gegen Abends nach Hause. Im Familienkreise berichtete er ganz vertraulich: „Das Staatsministerium mit dem Staatsminister von Lutz an der Spitze hat notgedrungen beschlossen, den kranken König unter Kuratel zu stellen und eine Prinzregentschaft mit dem Prinzen Luitpold einzusetzen. Eine Staatskommission ist beordert, sich sofort nach Schloss Neuschwanstein zu begeben und zwar mit dem Psychiater Dr. Gudden, und den König womöglich zum freiwilligen Verzicht zu bewegen. Man solle aber einen Hofwagen mitnehmen, in dem Arm- und Beinschienen etc. bereitgehalten waren, um den Patienten eventuell mit Gewalt fortzubringen.“

„Ich selbst“, fuhr der Herr Graf fort, „sollte der Kommission angehören“ und fügte hinzu: „Wohl zweifle ich nicht an der Geisteskrankheit Sr. Majestät und bin durchaus dafür, dass ein rascher Wandel geschaffen wird, aber auf diese Art der Gefangennehmung kann ich nicht eingehen. Ich habe dem König die Treue geschworen, sie muss ich ihm halten. Darum habe ich abgelehnt, der Staatskommission beizutreten.“ Und zur Frau Gräfin gewandt erklärte er mit tiefer Ergriffenheit: „Elisabeth, wir werden diese unsere Wohnung voraussichtlich sehr bald räumen müssen. Meine Entlassung steht jedenfalls vor der Tür.“

Wie man später erfuhr, hatte auch Prinz Luitpold, der ja bereits in hohem Alter stand, schwerste Bedenken gehabt und sich erst nach längerem Zögern bereitfinden lassen, eventuell die Regentschaft zu übernehmen. Von den bayrischen Prinzen hatte sich der eine, Prinz Alfons, der sich besonderer Volkstümlichkeit erfreute, ebenfalls – und zwar aus dynastischen Gründen – dagegen erklärt.

Aber die Würfel waren bereits gefallen. Tags darauf sickerten schon allmählich die ersten Nachrichten durch. Radio gabs ja noch nicht. Die Kommission war morgens in Neuschwanstein angekommen. Den bewussten Hofwagen hatte sie unvorsichtigerweise vor dem Schlosstor stehen lassen, so dass man hineinschauen konnte.

⁶ amtlicher Leiter einer Zeremonie

Der König hatte die Kommission nur widerwillig angenommen. Als er aber gar vom Grund ihres Kommens und von seinem freiwilligen Verzicht hörte, gab er Befehl, die Herren ins Burgverlies einzusperren, was auch geschehen ist. Durch Seinen Flügeladjutanten Graf Dürkheim aber, der um ihn war, ließ er sofort eine Abteilung Chevauxlegers⁷ aus dem nahen Kelheim zu seinem Schutz beordern. Sie konnte indessen nicht eintreffen, da von München aus scharfe Gegenorder gegeben worden war. Der König, keinen Ausweg mehr sehend, ist dann zum Söller hinaufgeflüchtet, um sich von dort aus in die Tiefe zu stürzen. Dr. Gudden aber mit seinem Assistenten sind ihm nachgeeilt und haben ihn noch rechtzeitig davon zurückhalten können. Der gewandte menschenkundige Psychiater hat dem kranken König nunmehr davon zu überzeugen versucht, dass es sich nur darum handle, Sr. Majestät eine längere Zeit Erholung zu gewähren, und deshalb möchte er ihm nach Schloss Berg am Starnberger See folgen.

Wie der Monarch das Wort hörte „Schloss Berg“, da war er wie umgewandelt, denn das war ja sein Lieblingsschloss, in dem er so gern weilte. Er erklärte sich bereit. Die Staatskommission wurde gegen Abend aus dem Burgverlies befreit, wagte aber nicht auf dem üblichen Weg das Schloss zu verlassen, da inzwischen die Landleute von Hohenschwangau und Umgebung sich in hellen Scharen eingefunden hatten und empört waren über das, was sie in dem Hofwagen gesehen und was sie über die staatliche Kommission gehört hatten. Diese flüchtete auf einem ganz schwachen Pfad jenseits Ins Tal hinab und fuhr von der dortigen Straße aus nach München zurück.

Der König aber, sich ganz vertraulich zu Dr. Gudden stellend, begab sich willig mit ihm noch am selben Abend nach Schloss Berg, ohne dass die Arm- und Beinschellen benötigt worden wären.

Tags darauf wurde zunächst in Hofkreisen bekannt, was geschehen war. Die Bevölkerung der Residenzstadt ahnte noch nichts. Beim Diner, das für gewöhnlich nachmittags 6 Uhr stattfand, äußerte der ernst dreinschauende Herr Graf zu Castell-Castell: „Es beunruhigt mich sehr, dass der König schließlich so willig nach Schloss Berg mitgefahren ist. Ich fürchte, dass der Starnberger See ihn dorthin zieht, dass er Selbstmordgedanken hat. Ich werde nach dem Essen sofort zum Grafen Holnstein gehen – dieser war Oberststallmeister des Königs – und werde ihn bitten, möglichst schnell am Seeufer entlang, soweit der Schlosspark reicht, Jagdnetze spannen zu lassen. Ich werde selbst dann später, weil dies in mein Ressort gehört, statt derselben feste Holzplanken aufführen lassen.“

Nach seiner Rückkehr berichtete er mit Befriedigung: „Mein Vorschlag ist angenommen, aber Graf Holnstein kann erst übermorgen, nach dem Pfingstfest, mit der Arbeit beginnen.“ Der erste Feiertag verging voller Unbehagen, es war, als ob eine dunkle Ahnung das Gemüt belastete. Ich hatte mich abends zur Ruhe begeben, morgens gegen 5 Uhr klopfte es heftig an die Tür meines Schlafzimmers. „Wer da?“ Jakob, der Diener, rief: „Kommen Sie rasch!“ Ich: „Was ist los?“ – „S. Majestät der König ist in den Starnberger See gegangen und ertrunken. Herr Graf lässt Sie bitten, sofort auf die Straße zu gehen und zu beobachten, ob die Münchener schon Kenntnis davon haben und wie sie sich dazu äußern.“

⁷ Gattung der leichten Kavallerie

Es war also doch schon so bald die Katastrophe hereingebrochen! Als ich auf die Brienner Straße kam, sah ich schon allerhand Leute laufen: Einer hielt den andern an und fragte: „Haben Sie etwas gehört? Der König soll ins Wasser gegangen sein. Furchtbar, was wird daraus werden?“ Ich eilte dem Residenzplatz zu. Mit einem Male öffneten sich links die Tore vom Palais des Prinzen Luitpold, und heraus sprang eine Menge berittener Soldaten, wie ich später hörte, mussten sie den Alarmbefehl in die Kasernen und Offizierswohnungen bringen.

Kurz darauf sah man Männer, die an den Säulen und an den Mauern der Häuser große Plakate anklebten mit einem langen Aufruf der königlich-bayrischen Staatsregierung, in dem der tragische Tod des Königs und die Einsetzung einer Regentschaft unter dem Prinzen Luitpold der bayrischen Bevölkerung bekanntgegeben und zur monarchischen Treue aufgefordert wurde. Die Menschen drängten sich heran, die Straßen füllten sich zusehends, die Aufregung wuchs. Wer konnte das Ende absehen?

In Hofkreisen hatte man befürchtet, dass in der Nacht nach der Abfahrt des Königs mit Dr. Gudden nach Schloss Berg das erregte Gebirgsvolk, das ihm besonders zugetan war, einen Aufstand hervorrufen und den Marsch auf München proklamieren könnte – ohne Zweifel eine große Gefahr. Es war bisher nicht geschehen. Man atmete auf. Der Tod würde die wilden Wogen glätten. So geschah es. Die Leiche des Königs konnte unbehindert nachts nach der Residenzstadt überführt werden.

Sie wurde alsbald zwei Tage lang in der Hofkapelle der Residenz aufgebahrt, und Zehntausende, ja wohl Hunderttausende, nahmen tiefergriffen von dem unglücklichen König Abschied. Auch ich habe zweimal, erst in engerem Kreise, dann mitten unter der Menge, an seinem Sarge geweilt. Er lag im Prunkgewand eines Großmeisters der Georgiritter da, unentstellt, in edler Schönheit, ein Bild tiefen Friedens. Unwillkürlich falteten sich die Hände: Gott sei seiner Seele gnädig!

Später fand das öffentliche feierliche Leichenbegängnis statt. Ein unermesslicher, imposanter Trauerzug bewegte sich von der Residenz aus durch die Brienner Straße zum Königsplatz. In der Nähe lag das Palais des Fürsten Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst. Vom Balkon desselben aus durfte ich mit der gräflichen Familie herabschauen. Hinter dem Sarge schritten die Fürstlichkeiten, unter ihnen unser König Albert von Sachsen und neben ihm der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm, der einst am 16. Juli 1871, an der Spitze der siegreichen Armee, seinen Einzug in München gehalten und den Oberbefehl über dieselbe in die Hand Sr. Majestät des Königs von Bayern zurückgegeben hatte. Dann folgten die obersten Hofbeamten. Während sonst die Herren immer zu zweit gingen, fiel es uns auf, dass hier eine Veränderung eingetreten war, in die Drei-Zahl.

Herr Graf zu Castell-Castell als Obersthofmeister ging in der Mitte, neben ihm Herr Baron Malsen als Obersthofmarschall zur Rechten und Herr Graf Holnstein als Oberstallmeister zur Linken. Ich erwähne das, weil es seinen triftigen Grund hatte, wie uns später erklärt wurde. Die beiden genannten obersten Hofbeamten hatten der Staatskommission angehört, die in Neuschwanstein weilte und waren daher der Befürchtung, es könnte aus der aufgeregten Volksmenge während des Trauerzuges auf sie ein Attentat unternommen werden. Drum baten sie den Herrn Grafen zu Castell, er möchte in der Mitte zwischen ihnen beiden gehen, dann würde niemand auf sie zu schießen wagen. Es hat sich nichts derartiges während der ganzen Trauerfeier ereignet. In der Gruft seiner Väter wurde König Ludwig II. in der Michaelskirche beigesetzt.

Es ist begreiflich, dass in Anschluss an die unheimlichen Vorgänge sich allerlei Gerüchte bildeten. Im Volk trat die Überzeugung auf, dass das nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der König wäre nicht wahnsinnig gewesen, sondern durch Intrigen gestürzt, dann, ehe das treue Gebirgsvolk ihm zu Hilfe kommen konnte, gewaltsam weggeführt und der Krone beraubt worden, habe sich schwimmend zu retten versucht und sei von Dr. Gudden niedergeschlagen worden und was derlei wilde Phantasieauswüchse mehr waren.

Dazu muss ich sagen: Dass das biedere Volk sie erfand und hartnäckig festhielt, war bei der Unerhörtheit der Katastrophe begreiflich, dass aber sogenannte Gebildete, die es besser wissen konnten, auch in den großen Entrüstungsturm mit hineinschrien und unzugänglich für jede vernünftige Erinnerung an die allbekannte Tatsache von Ludwig II. Geisteskrankheit waren, das hat mich damals Wunder genommen.

Ich habe persönlich auch die Leiche von Dr. Gudden aufgebahrt gesehen. Sie war öffentlich ausgestellt. Da erkannte man im Gesicht, auf der linken Seite des Backens, deutlich die Nägeleindrücke von der Hand des Königs, die ihn gewaltsam unter das Wasser gedrückt hatte.

Bereits 14 Tage nach dem erschütternden Ereignis war ich mit meinem Schwager – Pfarrer Brussig aus Großschönau – der mich besuchte, in Schloss Berg. Herr Graf hatte uns eine Empfehlungskarte an den dortigen Kastellan mitgegeben. Wir standen vor der Bank im Schlosspark, auf der sich der König mit Dr. Gudden niedergelassen. Es wurde uns berichtet: Beide hatten einen Spaziergang in lebhafter Unterhaltung unternommen. In einer gewissen Entfernung seien ihnen zwei Wärter gefolgt. Als dies der König bemerkt, habe er sich empört umgeschaut und daraufhin habe Dr. Gudden den beiden abgewinkt, so dass diese ins Schloss zurückkehrten. Die Bank, auf die sie sich dann gesetzt, liegt nahe dem Seeufer.

Gerade an dieser Stelle führt ein ganz schmaler Pfad durch das hohe Gestrüpp hinüber zum Wasser, so dass es leicht ist, bis dahin zu gelangen. Man hat nun die Leiche von Dr. Gudden zirka 50 Meter entfernt vom Ufer gefunden, die des Königs aber zirka 50 Meter weiter. Auch das ist ein Hinweis darauf, dass der König zuerst von der Bank aufgesprungen und zum See gelaufen ist und Dr. Gudden ihm sofort nacheilte, um ihn zurückzuhalten. Obwohl beide von hoher Kraftgestalt waren – S. Majestät war 189 cm groß – muss man bedenken, dass gerade Wahnsinnige doppelte Kraft besitzen. So ist es erklärlich, dass der König den Kampf mit Dr. Gudden aufnehmen konnte und obsiegte. Erst nach des letzteren Niederwerfung begab er sich tiefer hinein in den See, um sein Leben zu beenden. Daran ist nicht zu zweifeln.

Und ein weiterer Beweis für des Königs Unzurechnungsfähigkeit: Wir fuhren vom Starnberger See aus direkt nach Neuschwanstein. Die gräfliche Empfehlung öffnete uns auch dort die Pforte, obwohl sonst nach den genannten Vorgängen noch niemand Einlass im Schloss gefunden. Hätte schon der äußere Bau der Burg und ihre Lage mitten in der Gebirgswelt unsere Bewunderung erregt, so noch mehr das Innere derselben. Man war vor allem überwältigt von der Fülle der Kunstgegenstände, die alle Säle und Zimmer erfüllten. Unter anderen sahen wir das künstlerisch ausgeführte Modell einer stolzen Burg. Der Kastellan erklärte, dass der König nach diesem Modell eine zweite Burg auf dem gegenüberliegenden Berg habe errichten lassen wollen. Es sei aber an den Kosten gescheitert. S. Majestät habe den Geldeswert nicht mehr recht

erkannt. Im Speisesaal fiel uns ein großer prächtiger Sessel auf, mit blauem Sammet überzogen und mit schweren goldenen Tressen und Franzen daran. Rechts und links aber an den Seitenlehnen hingen diese ganz zerfetzt herunter. Auf unsere Frage, woher dies käme, kam es zu Tage, dass dies der Speisesessel seiner Majestät wäre und dieser sie mit seinen Händen zerrissen hätte.

Auch erfuhren wir dann von dem sonst ziemlich wortkargen Kastellan, dass der König das sogenannte chinesische Zeremoniell eingeführt habe, und daher die Diener nur in kriechender Stellung sich ihm nahen durften. Doch nun genug davon. So habe ich das Drama am bayrischen Königshof in unmittelbarer Nähe mit erlebt und darum auch der Wahrheit gemäß schildern können, wie ich's empfunden habe. Es steht mir heute noch lebendig vor der Seele.

Was wird die Zukunft bringen?, fragte man sich in dem gräflichen Hause. Es war anders als man gedacht. Die erwartete Entlassung aus dem obersten Hofamt erfolgte nicht. Im Gegenteil, gerade die tragische Sache hatte die Stellung des Herrn Grafen gefestigt. Der Prinzregent Luitpold eröffnete ihm eines Tages, dass er als bewährter Obersthofmeister aus dem Wittelsbacher Palais mit ihm in die königliche Residenz übersiedeln möchte. Es kam also das altbewährte Wort zur Geltung: Treue um Treue!

Das hat sich auch in Zukunft gezeigt. Der Neffe des Herrn Grafen, Otto Graf zu Castell-Castell, wurde vom Prinzregenten zum Flügeladjutanten ernannt, ja vom König Ludwig III., dem als strengen Katholiken bekannten, sind sogar die Chefs der beiden erlauchten gräflichen Häuser zu Castell-Castell und Castell-Rüdenhausen, trotz ihrer Zugehörigkeit zur evangelisch-lutherischen Kirche, in den Fürstenstand erhoben worden. Das ist mir eine besondere Freude gewesen.

In der neuen gräflichen Wohnung mit den großen herrlichen Räumen, deren Wände seidene Tapeten zierten und deren Fenster auf den berühmten Hofgarten hinausgingen, fühlte auch ich, der Hauslehrer, mich gleichsam in gehobener Stellung. Als ich eines Tages im Vestibül mit dem jungen Grafen Sr. königlichen Hoheit, dem Prinzregenten, in Begleitung seines Flügeladjutanten Baron Wolfskehl begegnete, sprach er uns, wie schon früher manchmal an, und sagte zu mir: „Herr Kandidat, nun wollen wir gute Hausgenossen bleiben.“ Ein Beweis für die biedere Art, die ihm eignete.

Auch eine andere Begegnung wird mir lebendig. Als ich in meinem Wohnzimmer, das zugleich das Lehrzimmer war, Unterricht erteilte, tat sich plötzlich die Tür auf und herein trat mit dem Herrn Grafen Ihre Majestät, die schwergeprüfte Königinmutter Marie, geborene Prinzessin von Preußen, Cousine Kaiser Wilhelms I., die einmal das neue Domizil des Obersthofmeisters kennen lernen wollte.

Ich erteilte eben dem Grafen Friedi griechischen Unterricht. Sie zeigte sofort Interesse dafür und forderte meinen Schüler auf, das griechische Alphabet an die Wandtafel zu schreiben. Ja, sogar in meine Schlafstube wurde sie hineingeführt. Durch dieselbe ging nämlich eine eiserne Wendeltreppe, auf der der verstorbene König immer in seinen berühmten Wintergarten mit den mächtigen Palmen und dem künstlichen See hinaufgestiegen war.

Diese Treppe sollte mir übrigens zum Verhängnis werden. Eines Sonntagmittags nach dem gemeinsamen Kirchgang sagte der junge Graf Friedi: „Wir wollen doch vor dem Frühstück einmal die Treppe hinuntersteigen, sie führt in die sogenannten reichen Zim-

mer, die nur bei allerhöchsten Besuchen zur Benützung kommen.“ Aus Wissbegierde, um nicht zu sagen aus Neugierde, willigte ich ein. Ein Prunkraum nach dem anderen tat sich auf, wir kamen aus dem Staunen über die Prachtentfaltung gar nicht heraus. Schließlich gerieten wir in ein hohes Zimmer, dessen Wände und Decke aus lauter reich verzierten weißen Porzellankacheln bestanden. Die Augen waren geblendet.

Als wir heraus wollten, fanden wir keinen Ausweg. Nirgends war eine Tür zu sehen, keine Klinke, auch kein Ritz in der Wand. Es war zum Verzweifeln. Wie sollten wir da herauskommen? Mit Mühe und Not konnte ich auf ein hohes Fensterbrett steigen. Aus dem geöffneten Fenster sah ich unten am nahen Seitenportal des Schlosses einen Doppelposten stehen. Diesem rief ich mit Stentorstimme⁸ zu: „Bitte, schicken Sie den Schlosskastellan in die reichen Zimmer, darin bin ich mit dem jungen Grafen Castell eingeschlossen.“ Ja, das war gut gesagt. Der Posten hatte eben gewechselt und wurde erst gegen 2 Uhr abgelöst. So mussten wir in Geduld warten – wahrhaft peinliche Stunden. Endlich gegen 3 Uhr nachmittags kam die Rettung. Die gräflichen Eltern hatten um 1 Uhr zum Déjeuner vergeblich auf uns gewartet und konnten sich unser Fernbleiben gar nicht erklären. Da erhielt ich verdientermaßen vom Herrn Grafen den ersten, aber auch letzten Anschauzer wegen meiner Unvorsichtigkeit.

Sonst war er ein so gütiger Herr. Wie oft habe ich mich mit ihm nach dem Essen im Schachkampf gemessen. Während eines solchen wurden plötzlich beide Flügeltüren geöffnet und der Diener meldete: „S. Durchlaucht Fürst Chlodwig von Hohenlohe!“ Er trat ein, ich wollte mich erheben und von dannen gehen. Er bestand aber darauf, dass wir weiterspielen sollte, da er selber ein passionierter Schachspieler war.

Noch an ein anderes Zusammensein mit demselben erinnere ich mich, Er war nämlich der Vetter des Herrn Grafen und machte stets bei den gräflichen Herrschaften Besuch, sobald er nach München kam. Sein Bruder, der Kardinal Hohenlohe, war aus Rom da, um sich hier in München mit ihm zu treffen. So fand im gräflichen Hause großes Diner statt. Tags zuvor wurde bei Tisch erörtert, wie nach der Hofrangordnung zur Tafel geführt werden sollte. Dabei stellte sich heraus, dass der Kardinal, obwohl er der Jüngere war, vor dem älteren Bruder und noch dazu Statthalter des Kaisers in Straßburg, den höheren Rang besitze. Da er nun keine Dame führen durfte, rauschte er dann im scharlachroten Seidengewand an der Spitze der Geladenen voran. Ein Zeichen für die Machtstellung des katholischen hohen Clerus.

Nicht vergessen möchte ich ferner, darauf hinzuweisen, wie mir durch den königlichen Obersthofmeister der Weg zur Münchner Künstlerschaft geebnet wurde. Nur einen Teil greife ich heraus. Herr Graf wusste, dass ich für Defregger⁹ eingestellt war. So hatte er mit diesem gesprochen und mich mit dem jungen Grafen bei ihm angemeldet. Als wir in dessen Wohnung kamen und vor seiner Ateliertüre standen, hörte ich drinnen Choralklänge. Und richtig, beim Eintritt sah ich Defregger vor seiner Hausorgel sitzen und aus einem evangelischen Choralbuch spielen. Auf meine verwunderte Frage, wie er dazu komme, wies er auf ein Gemälde hin, an dem er gerade arbeitete und sagte: „Wenn ich an meiner Madonna weiter malen will, setze ich mich stets erst auf die Orgelbank und spiele mir einen Choral.“ Nach Besichtigung des wunderbaren Ateliers führte er uns in seine nebenan liegende Veranda und bei einem Tiroler Schlupferl

⁸ laute, gewaltige Stimme

⁹ Franz Defregger, ab 1883 Franz Ritter von Defregger, war ein österreichisch-bayerischer Genre- und Historienmaler, Hochschullehrer und Vertreter der Münchner Schule.

erzählte er uns aus seiner Jugendzeit, wie er zum Malen gekommen sei. Für mich wahrhaftig ein glücklich Stünderl.

Und auch noch ein politisches Vorkommnis sei berührt. Es war im Jahre 1887. In Berlin war der Reichstag mit der berühmten Sitzung, in der Bismarck das Wort prägte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt," aufgelöst worden. Es hatten im Reich Neuwahlen stattgefunden. In München war bisher nur ein Kandidat der katholischen Zentrumspartei¹⁰ in Frage gekommen. Diesmal wurde aber auch ein Nationalliberaler aufgestellt: Sedlmaier, der Besitzer des Spatenbräus. Ich als Evangelischer wollte natürlich vom Zentrumsmann nichts wissen und trat für den Nationalliberalen ein.

Nun hatte ich in München einen Freund gefunden, einen jungen, allerdings katholischen Philologen, der beim Grafen Drechsel, Reichsratmitglied, Hauslehrer war. Wir kamen sehr oft zusammen, da auch er zwei junge Grafensöhne zu unterrichten hatte, im gleichen Alter mit den meinigen. Wir unternahmen gewöhnlich gemeinsame Spaziergänge. Ich wurde auch in die gräfliche Drechselsche Familie eingeführt, durfte in ihrem Hause aus- und eingehen und war auch der Dienerschaft wohl bekannt. Eines Mittags beim Essen redete mich mein Herr Graf an und sagte: „Heute habe ich was Schönes von Ihnen gehört“, der alte Diener beim Grafen Drechsel habe geäußert: „Denken Sie nur, der Herr Kandidat Köhler ist zu den Roten gegangen, er will den Sedlmaier wählen.“ Als ich erwiderte: „Ja das stimmt,“ lachte der Herr Graf und meinte: „Wenn der Diener wüsste, dass sein katholischer Herr und ich als Evangelischer ebenfalls den Sedlmaier wählen werden!“

So war München, sogar zum Teil in der Hofgesellschaft, erwacht. Sedlmaier erhielt tatsächlich die Majorität und gab daraufhin nach der Wahl am selben Abend noch die Maß Bier um 2 Pfennige billiger, nämlich für 24 Pfennige. Da lagen sich die Münchener Liberalen und Ultramontanen in den Armen, allen Streit vergessend. Noch vielerlei könnte ich erwähnen, doch genug.

Drei Jahre blieb ich im gräflichen Hause am bayrischen Königshof: von Oktober 1884 bis Oktober 1887. Herr Graf hatte mich dringend gebeten, seinen Sohn, den Grafen Friedi, bis zur Obertertia vorzubereiten. Was er mir damals in mein Zeugnis schrieb: „Herr cand. theol. Köhler hat ein inniges Band mit seinen Zöglingen geknüpft, das sich nach menschlicher Voraussicht für deren ganze Lebensdauer nicht lockern wird“, das hat sich später erfüllt.

Graf Friedrich zu Castell-Castell starb leider bereits im 47. Lebensjahr als Amtshauptmann von Dresden-N. Seine Witwe, geborene Gräfin Hohenthal-Bergen, lebt heute noch hier. Graf Wolfgang wurde Offizier im sächsischen Gardereiterregiment und später im Ulanenregiment 17 und kehrte als Oberstleutnant desselben aus dem Weltkrieg in die Heimat zurück. Zu meinem großen Schmerz ist auch er im vergangenen Februar als Majoratsherr der Herrschaft Großstrelitz in Oberschlesien nach schwerer Krankheit heimgegangen.

¹⁰ Die Deutsche Zentrumspartei (Kurzbezeichnung DZP, früher Z und Zentrum) ist eine deutsche Partei. Ihre größte Bedeutung hatte sie zwischen 1871 und 1933, zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Sie war die Partei der Katholiken und des politischen Katholizismus im stark protestantisch dominierten Deutschen Reich.

Ich war mit beiden bis ans Ende in treuer Freundschaft verbunden. Ihre einzige noch lebende Schwester, die Erlauchte Gräfin Ludmilla zu Castell-Castell, durfte ich noch voriges Jahr in ihrem Wohnsitz zu Oberstdorf (Allgäu) besuchen und mit ihr von vergangenen großen Tagen plaudern.

Damit schließe ich die Reihe meiner Jugenderinnerungen am bayrischen Königshof. Mir selbst war in den letzten Wochen die Aufzeichnung jener fernen Erlebnisse eine wohlthätige, zeitweise Ablehnung aus der Gedankenwelt der jetzigen Kriegszeit 1939/40. Dankbar kann ich im Hinblick auf meine Hauslehrerjahre singen und sagen: Das war eine köstliche Zeit!

Einige interne Ergänzungen zu meinen Erinnerungen am bayrischen Königshof auf besonderen Wunsch der Gräfin Ludmilla zu Castell-Castell.

Da ich nicht bloß als „Einjähriger“, wie schon viele Hauslehrer, in der Gräflin zu Castell'schen Familie tätig war, sondern 3 volle Jahre, konnte ich tiefere Einblicke in das Erlauchte Haus tun.

Bald wurde ich an ein Erlebnis aus meiner Zittauer Primanerzeit erinnert, als wir mit dem Klassenlehrer einen Ausflug auf den Jeschken unternahmen. Bei der Einkehr in einem Forst- und Gasthaus fiel mein Auge auf einen großen Wandspruch:

„Des Hauses König ist der Mann.
Die Frau schließt sich als Krone an.
Wer unter einer Krone steht,
Ist nicht erniedrigt, ist erhöht.“

Das passte auch in das Wittelbacher Palais in München! Es war das Charakteristische im gräflichen Hause. „Das Haupt des Hauses“ war der Herr Graf selbst, man spürte es immer, sein Wille kam durchaus zur Geltung. Aber die Frau Gräfin (war) recht eigentlich „die Seele des Hauses“. Der Herr Graf der Typus der Castell's – lebhaften Temperaments, von rascher Auffassungsgabe, voll Pflichtgefühl, eine echte Offiziersnatur – dabei schlicht und einfach. In seiner Samt-Hausjacke glaubte man einen Münchner Künstler vor sich zu haben. Sein Wesensgrundzug war die Treue – nicht nur gegenüber dem bayrischen Königshaus, sondern auch gegen sein Geschlecht, das zu den ältesten des bayrischen Staates gehört. Man erkannte an ihm den Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, zu dem man in besonderer Hochachtung aufschaute. Frau Gräfin, die er meist „meine liebe Elisabeta“ nannte, konnte ihre Abstammung aus dem Gräflin Brühl'schen Geschlecht, dem evangel. Zweig desselben in Sachsen, nicht verleugnen: Ruhig, mild und liebenswürdig. Wenn sie durch die Wohnung schritt, war es, als ob ein guter Geist diese erfüllte.

Das Gräfl. Haus war ein durchaus christlich-evangelisches Haus. Das wollte etwas bedeuten an dem streng katholischen bayrischen Königshof. Der sonntägliche Kirchengang, bei dem die Eltern auch ihre Söhne mitnahmen, gehörte meist zur Tagesordnung. Das Morgen- und Abendgebet wurde gepflegt. Da trat vor allem „die Mutter“ in ihre Rechte. Mit rührender Liebe und Hingabe hing sie an ihren Kindern und wusste jedes von ihnen nach seinen Anlagen zu behandeln. Friedi und Wolfi waren die „Kleinodien“ für die Gräfin. Drum hatte ich an ihr als Jugenderzieher eine wertvolle Gehilfin und beste Stütze.

Zur engsten Familie kam der Verkehr intimster Art mit dem Castell'schen Stammhaus. Ein Neffe – der spätere Fürst zu Castell – und die Schwester des Grafen waren gern gesehene Gäste. Tischgäste am Sonntag waren häufig Prinz Carl Theodor v. Turn und Taxis (stud. jur.) und Graf Alexander zu Castell-Ridershausen.

Die christliche Gesinnung der Gräfin trat auch da zutage, wo es galt, Gutes zu tun und Armen und Elenden beizustehen. Für gewöhnlich hielt die Gräfin abends mit ihrer treuen Margarete, der langjährigen Hausköchin, Besprechung über wirtschaftliche Dinge und über Krankheitsfälle und andere Nöte von Familien. Da machte sich die edle Gräfin in den nächsten Tagen auf, um persönlich Hilfe zu bringen. So ward sie der gute Engel der Armen und Leidenden.

Bei solchen Erfahrungen ist es verständlich, dass ich mich auch beruflich immer mehr einlebte, obwohl ich in eine völlig neue Lebenssphäre kam.

Gleich am ersten Abend, als ich mit Herrn Graf allein zusammensaß, sprach er mit mir über seine beiden Söhne, meine zukünftigen Schüler. „Sie werden es nicht immer leicht haben, besonders mit unserem zweiten, dem Wolfi. Ihr Vorgänger, ein bayrischer Candidat, hat es mit eiserner Strenge versucht, aber damit nur erzielt, dass sich Wolfi vielfach auf die Erde geworfen und mit Händen und Füßen um sich geschlagen. Es ging so nicht mehr weiter.“

Mir war es ein Fingerzeig, ihn anders zu behandeln. Nachdem ich mich zunächst nur über die bisher gelieferten Arbeiten der Buben orientiert hatte, nahm ich mir meinen Wolfi, der damals noch Volksschüler war, besonders vor, setzte ihn auf meinen Schoß und erzählte ihm alles Mögliche aus meiner eigenen Kindheit etc. Ich merkte sichtlich, wie ihm ein bisschen Freundlichkeit wohl tat. Es kam zu den früheren Auftritten nicht mehr. Im Gegenteil, es tat ihm sichtlich selber weh, wenn er trotz guten Willens keine besseren Arbeiten hatte liefern können. Es wurde ihm eben schwer. Man musste Geduld mit ihm haben. Allmählich ging es besser mit ihm, was ihm auch selbst die größte Freude bedeutete. Ich spürte immer mehr: in ihm floss Brühl'sches Blut. Als ich seinen Onkel, Grafen Brühl auf Seifersdorf, kennen lernte, wurde es mir vollends zur Gewissheit.

Anders sein Bruder, Graf Friedi, ein geweckter, lebhafter Bursche, damals junger Gymnasiast. Mir fiel alsbald seine Wissbegierde auf. Aber die Zügel musste man ihm nehmen und ihn dämpfen, damit er nicht hochfahrend wurde. Mein Bestreben war es, beide Zöglinge möglichst zu fördern. Nach Rücksprache mit Herrn Grafen – ihrem Vater – vereinbarte ich mit den Hauptlehrern ihrer Schulklassen, dass sie mich mit dem Schulpensum auf dem Laufenden halten und am Halbjahresschluss mit meinen Schülern je eine Privatprüfung in ihrer Wohnung vornehmen möchten. So geschah es. Freilich war es für mich selbst aufregender als für die Buben, da sie an selbständiges Arbeiten gewöhnt waren. Eine Genugtuung war es für alle, dass Friedi und Wolfi beide regelmäßig in die nächsthöhere Klasse „ohne Schwang“ versetzt wurden! In der Kunststadt München war es möglich, in meinen Schülern auch das Kunstinteresse und Kunstverständnis zu wecken und zu pflegen. Beide waren empfänglich für regelmäßige Besuche von Kunstausstellungen und Künstler-Ateliers.

Der Sommer brachte Abwechslung durch Landaufenthalt, z. B. am Starnberger See in Traunstein und regelmäßig von Juli bis Anfang Oktober in Groß-Gmain bei Reichenhall. Dort war die herrliche Besitzung der Großeltern, Graf Schlieffen-Renard, in der sich auch Graf Brühl und Gattin einfanden. Die Gräfliche Castell-Familie hauste im schlichten, sogenannten Weberhäuschen, vor dessen Fenstern die Alpenveilchen zu Tausenden blühten und dufteten – ein Lieblingsaufenthalt der Herrschaften! Ich hielt mit meinen Schülern das ganze Jahr über keine eigentlichen Schulferien, sondern an den Wochentagen meist mehrere Schulstunden, es waren dafür öfters die Nachmittage für Ausflüge oder dergleichen frei. An diesen unternahm der Graf selbst manchmal mit uns Wanderungen in die Gebirgswelt, so ins nahe Lattengebirge oder ins Untersberggebiet.

Er war zugleich ein passionierter Jäger, und hier in der Nähe lag sein ihm vom König überlassenes Jagdgebiet, ein Revier in der Ramsau bei Berchtesgaden mit Jagdhaus Wimbachschlösschen. Im Jahre 1886 nahm er mich auf eine Woche mit dorthin. Hier lernte ich seine Leutseligkeit und Volkstümlichkeit so recht kennen. Am Eingang der Wimbachklamm empfing uns der baumlange Waldhüter, den Herrn Grafen untertänigst grüßend und ihn mit „Erlaucht“ anredend, konnte aber nicht schnell genug ins brüderliche „Du“ übergehen! Es war immer ein festlicher Empfang, wenn der Graf im Einspänner mit seiner Jagdbeute, den Hirschgeweihen und Gemshörnern geschmückt

von der Jagd zurückkehrte. Aber wie ein Trauerzug wirkte es, wenn die Kühe, die droben Verluste erlitten hatten, von der Gebirgsweide ins Tal herab zurückkehrten mit gesenkten Köpfen und ohne Glockenklang. Ich erinnere mich, wie die kleine Comtesse Ludmilla (alias „Goldi“) in Schluchzen ausbrach im Mitgefühl mit den Verlustträgern – auch im Grunde ein Gräflisch Brühl'scher Zug, wie ich meine. - - -

Im Oktober 1887 galt es nach Sachsen heimzukehren, um mich zum 2. theologischen Examen zu stellen. Der Abschied wurde mit wirklich nicht leicht; aber es sollte kein Abschied für immer sein. „Das Freundschaftsband zwischen uns und Ihnen bleibt bestehen“ meinten die Gräflischen Herrschaften zuletzt. Sie haben recht behalten!

Anfang der 1890er Jahre, als ich schon Pfarrer in Wolkenburg war, kehrte der liebe Graf Wolfi bei uns im Pfarrhaus auf 6 Wochen ein. Er hatte sich von seinen Eltern diese Sommerfrische ausdrücklich erbeten. Ich war glücklich, als ich ihn am Bahnhof abholte und meiner Frau daheim vorstellen konnte. Schüchtern war er noch immer auch als Herangewachsener und errötete sichtlich. Aber man spürte ihm seine Freude über das Wiedersehen an. Bei unserem harmonischen Zusammensein lernte ich immer mehr sein tiefes Gemüt schätzen. Auch sein religiöses Empfinden gab sich kund. Das Neue Testament lag auf seinem Nachttisch bereit. Sonntags war er ein andächtiger Zuhörer in unserem schönen Gotteshaus und sprach sich auch nachher mit mir darüber aus. Er gewann ebenso bald die Zuneigung der Wolkenburger Schlossbewohner, der Gräflisch v. Einsiedel'schen Familie, durch seine bescheidene Art nicht minder die meiner Amtsbrüder und ihrer Familien. Nur zu schnell verging die Zeit, denn die Pflicht rief ihn auf die Schulbank zurück. - - -

Später siedelte er selbst nach Sachsen über, um ins Gardereiter-Regiment einzutreten. Auch in dieser Zeit öffnete er mir besonders sein Herz. „Zwei Gefahren für den Offizier gelte es zu bekämpfen – das Spiel und die Schulden“ – meinte er. „Ich habe meiner Eltern versprochen, nicht zu spielen, und ich halte es.“

Der erste Weltkrieg kam, dieser führte ihn zur Front, wo er seinen Mann gestanden hat. Sein Avancement beweist es! Aber auch in Friedenszeiten, im Zivilberuf, wo es mit ihm auf und niederging, wo er bald Beamter, bald Domänenbesitzer wurde, ließ er sich durch Schicksalsschläge nicht werfen. Da baute er seine eigene Häuslichkeit auf, war dankbar für das eheliche Glück. Wie hing er mit allen Fasern seines Herzens an seinen Kindern! Stolz zeigte er mir Bilder seiner beiden Buben, wie sie auf freiem Platz in München die Tauben fütterten. Er besuchte mich, als ich schon Emeritus in Dresden war, regelmäßig, wenn er bei seinen Verwandten in Dresden war. Was waren das für trauliche Plauderstündchen! Immer war er der liebenswürdige Freund, der die offene Aussprache liebte. Wider Erwarten wurde er später von heftiger Krankheit heimgesucht. Es galt für ihn, ein schweres Kreuz zu tragen. Doch seine Losung war und blieb: „Des Herrn Wille geschehe!. Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht“. So hat er sich durchgekämpft und ist als Sieger eingegangen in die ewige Heimat. Für die Gräflische Familie war es ein schwerer Verlust. Und mir selbst tat es gar leid um ihn, ich hatte viel Freude und Wonne an ihm gehabt.

Und nun zurück zum älteren Bruder, dem Grafen Friedi. Nach meinem Weggang von München trat er in die Kgl. Pagerie ein und besuchte von da aus die Obertertia des Maximilians-Gymnasiums. Das war etwas für ihn, der gern unter guten Kameraden weilte. Bald zeichnete er sich unter Ihnen aus. Einen Höhepunkt seines Pagenlebens war für ihn der Kaiserbesuch in München. Ihm als Sohn eines Obersten Hofbeamten und als Sohn des Onkels der Kaiserin Aug. Viktoria wurde die hohe Ehre zu teil, als Leibpage Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. zu fungieren, wozu eine Portion Geistesgegenwart gehörte. Als Dank dafür erhielt er vom Kaiser eine goldene Taschenuhr, worauf er sehr stolz war: Seine Gymnasialzeit krönte ein gutes Maturitätsexamen, wie man erwartet hatte. Nun war die Bahnfrei zum juristischen Studium. Er bezog die Uni-

versität Bonn und zwar, um als Corpsstudent in das Kaiserl. Corps, die Bonner Borussia, einzutreten. Ich besitze noch heute sein Bild mit Band und Mütze aus jener Zeit. Es war nicht ganz einfach für ihn; denn mancher wohlhabende Magnatensohn konnte forscher auftreten als er mit beschränkteren Mitteln. Aber seine geistigen Fähigkeiten hoben ihn über manchen Anderen hinaus, sodass er sich im Corps eine einflussreiche Stellung erwarb. Nach einem ehrenvollen Staatsexamen begann er seine juristische Laufbahn in Sachsen – war er doch, da sein Onkel (Graf Brühl) kinderlos war, der prädestinierte Erbe desselben.

So schlug er seinen Wohnsitz in Dresden auf, für mich ein Glücksumstand; denn ich durfte bei Dresdener Besuchen in seiner Wohnung mit hausen und regen Verkehr mit ihm pflegen, der als Pate meines Söhnchens Friedi meiner Familie noch näher verbunden war. Darum wurde ich auch später zu seiner Hochzeit mit der jungen Gräfin v. Hohenthal-Bergen eingeladen, was für mich eine besondere Ehrung bedeutete und mir des Grafen Friedi Dankbarkeit und Anhänglichkeit aufs Neue bekundete.

Immermehr verstand er es, seine geistigen Fähigkeiten zu beweisen. Als Vertreter der verwandten Graf Solm'schen Familie wurde er in die Erste Ständekammer berufen. Im juristischen Verwaltungsdienst rückte er rasch zum Amtshauptmann in Dresden-N. auf. Als solchen traf ich ihn wiederholt während des 1. Weltkrieges bei den Vorstandssitzungen des „Heimatkantes“ in Leipzig. Auch da spürte man die überragende Stellung unter seinen Kollegen. Gewiss wäre er noch zu Größerem berufen gewesen. Er steht in lebendiger Erinnerung vor mir als ein Mensch erster Klasse, der durch seine christliche Taufe sich zugleich als Gotteskind fühlte. Da wurde plötzlich nach Gottes unerforschlichem Ratschluss seine Jugendkraft gebrochen. Nach einer Darmoperation im Dresdner Diakonissenhaus wurde er aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit abgerufen. „Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren“. Nun wissen wir es, die wir um ihn tief trauerten: Brüder und andere Verwandte sollten nicht mit hineingerissen werden in das Gericht dieser Zeit. Das Los ist ihnen gefallen aufs Liebliche. Sie ruhen im Frieden Gottes.

Ihren hohen Angehörigen aber, die noch am Leben sind, den im jugendlichen Alter Stehenden möchte ich zurufen: „Treten Sie in deren Fußtapfen, folgen Sie ihrem Glauben nach! Halten Sie den Wappenschild der viele Jahrhunderte alten Gräflichen Familie zu Castell allezeit rein und unbefleckt. Es liegt gewiss ein Segen darin in der jetzigen Zeit des Niederganges unseres armen deutschen Vaterlandes.“

So bittet und mahnt der 85jährige Freund derselben aus eigener reicher Erfahrung heraus.

Vielleicht wundert man sich, wie es möglich war, dass ein so intimes Vertrauensverhältnis zwischen dem ehemaligen schlichten Hauslehrer und seiner hoch aristokratischen Herrschaft je länger, je mehr entstehen konnte. Ich weiß nur die eine Antwort darauf – und das ist zugleich das Geheimnis jeglicher Gemeinschaft – Freundschaft, Ehe und Volksgemeinschaft - „Wir verstanden einander!“ Und darüber stand die Treue – die Treue bis in den Tod.

Pfarrer i.R. Johannes Köhler – z.Z. als Dresdner Flüchtling in Meerane, Rudolf-Breitscheid-Str. 47 – bei Krause.

3. April 1946.

Lebenserinnerungen von Johannes Köhler

geb. 16. II. 1861 zu Schönbach b. Löbau i. L. gest. 2.VII 1946 zu Meerane i. Sa.

In verwandtschaftlicher Liebe und Treue widme ich nachstehende Lebenserinnerungen Euch Lieben allen, die Ihr zu meiner engeren und weiteren Familie gehört, als der sich mit Euch innig verbunden fühlender Vater, Großvater, Bruder, Schwager, Onkel und Großonkel

Johannes Köhler,
Pfarrer i.R. zu Dresden-Blasewitz, Frankenstr.5, II.
Niedergeschrieben am 15. Sept.1940, vor meinem 80.Geburtstag.

Aufzeichnungen über meinen Werdegang.

Ich, Johannes Köhler, wurde geboren am 16.Febr. 1861 zu Schönbach (Bez. Löbau) in der Lausitz als 11.Kind – 7.Sohn – des nachmaligen Direktors der Kgl. Sächs. Landesanstalt Großhennersdorf bei Herrnhut Friedrich August Köhler und seiner Gattin Therese geb. Trummler aus Zittau. Nachdem ich den ersten Unterricht in Großhennersdorf mit den Anstandszöglingen zusammen unter väterlicher Leitung empfangen, bezog ich in meinem 11. Lebensjahr das Gymnasium zu Zittau und musste nur zu bald erfahren, wie schmerzlich es ist, eine gute, fromme Mutter durch den Tod zu verlieren, deren Hauptsorge nicht nur die leibliche, sondern auch die geistliche Pflege ihrer Kinder war. Nach 3 Jahren ward es mir vom Herrn beschieden, von neuem unter mütterliche Obhut gestellt zu werden, und erfuhr seine Gnade zum anderen dadurch, dass er es mir vergönnte, 1875 am Konfirmationsaltar der St. Johanniskirche in Zittau zu ihm, dem dreieinigen Gott, mich bekennen zu dürfen. Ostern 1880 erreichte ich den Abschluss meiner Gymnasialstudien unter dem Rektorat des unvergesslichen Geschichtsforschers Prof. Kämmel senior. Ein wichtiger Lebensabschnitt war damit erreicht. Aber gerade jetzt sollte ich den Ernst des Lebens fühlen lernen. Mitten im Maturus¹¹ – der schriftliche Teil war soeben beendet – wurde ich durch Zerreißung des linken Lungenflügels infolge zu schnellen Laufens nach dem Bahnhof Herrnhut auf schweres Krankenlager geworfen. Man hatte mich in der Stadt schon tot gesagt. Am Krankenbett überreichte mir der ehrwürdige Konrektor Lachmann bewegten Herzens das Maturitätszeugnis. Aber anstatt nun auf die Universität Leipzig gehen zu können, musste ich in die Lungenheilanstalt Görbersdorf bei Waldenburg in Schlesien, wo ich mit meines Heilandes Hilfe Genesung fand.

Mein erstes Semester war ich Jurist. Gegen das theologische Studium erhob der Arzt Bedenken um der Lunge willen. Ich saß zu den Füßen des berühmten Prof. Roscher und hörte bei ihm praktische Nationalökonomie und bei Prof. Kuntze inneres römisches Recht. Aber durch Gottes Gnade durfte ich im 2.Semester umsatteln; war es doch immer mein stiller Wunsch gewesen, als Theologe ein Diener Christi zu werden,

¹¹ Abitur, Reifeprüfung

zumal ich wusste, damit auch im Sinne meiner seligen Mutter und meines teuren Vaters zu handeln. Noch steht sie im Geiste vor mir, die blühende goldene Studentenzeit: Kein Kopfhänger war ich – das lag mir nicht –, sondern ein frischer, fröhlicher Bursche, der seine blausamtene Sorabenmütze¹² mit Stolz trug, aber das Herz schlug warm für den heiligen Beruf, das war ein Erbstück aus dem lieben Vaterhaus. Die weltbekannten Professoren Luthardt, Kahnis, Delitzsch, Fricke, Schmidt, Hofmann, Guthe waren es, zu deren Schülern ich zählte. So wurde aus dem Bruder Studio in Ehren ein Candidat der Theologie – Sommer 1884.

Von jeher habe ich einen Zug zur Jugend gehabt. Darum nahm ich durch Vermittlung meines speziellen Gönners, Prof. Waldemar Schmidt, eine Erzieherstelle im Hause Sr. Durchlaucht, des Herrn Grafen zu Castell-Castell, Obersthofmeister des Königs von Bayern in München an. Es war keine leichte Sache für den Sohn des schlicht bürgerlichen Hauses. Auf die Höhen der Gesellschaft, bis an den bayrischen Königshof, ward ich geführt. Hier lernte ich schätzen, wie mit dem Adel der Geburt der Adel der Gesinnung sich paaren kann. Die 3 Jahre meines Aufenthaltes in München und in dem herrlichen Bayerland überhaupt, wo ich auch Gelegenheit hatte, in der protestantischen Kirche der Residenzstadt und der Diaspora vielfach als Prediger tätig zu sein und mit den Führern der bayrischen ev. luth. Landeskirche, Consistorialpräsident B. Stählin, Oberconsistorialrat D. Buchrucker, Dekan Fikentscher in nahe persönliche Beziehungen zu treten, gehören zu den schönsten meines Lebens. Und wie ich all die Jahre daher mit dem Gräflich zu Castellschen Hause innig verbunden geblieben, so hab ich's auch empfunden, dass der Segen desselben auf mir geruht und mir den Weg ins und durchs amtliche Leben geebnet hat.

In die sächsische Heimat zurückgekehrt, unterzog ich mich im Frühjahr 1888 der zweiten theologischen Prüfung mit Erfolg. Ich wurde vom ev. luth. Landesconsistorium ohne mein Zutun für das selbständige Pfarramt Klösterlein-Zelle (Aue) vorgeschlagen und vom dortigen Kirchenvorstand einstimmig gewählt. Am Sedantag, den 2. September 1888 war's, als ich in der Kirche zu Klösterlein durch Superintendent Noth aus Schneeberg ordiniert und ins geistliche Amt eingewiesen wurde. 2 ½ Jahre nur habe ich dort verbracht, aber glückliche Jahre, in denen des Amtes Bürde leicht wurde durch die warme Anhänglichkeit einer gut kirchlich gesinnten Erzgebirgsgemeinde. Und wenn ich seitdem sehr häufig in einem besonderen Freundeshaus dort wiederum Einkehr hielt, da kam mir zum lebendigen Bewusstsein, wie man an der ersten Kirchengemeinde hängt wie an einer ersten Liebe.

Ein Ruf der Gräflich Einsiedelschen Patronatsherrschaft und des Kirchenvorstandes Wolkenburg führte mich im Dezember 1890 die Mulde abwärts in das von so manchem Amtsbruder ersehnte Pfarramt Wolkenburg. Mit prophetischem Blick hatte ich mich schon einst als junger Student bei einer Himmelfahrtsspritze¹³ der Lausitzer Prediger-gesellschaft von der dortigen Parkrestaurantswarte aus als Pfarrer da droben gesehen; nun ward's zur Wirklichkeit. Bald wurde ich heimisch, nicht bloß dadurch, dass ich hier mit meinem lieben Weibe Bertha, geb. Meusel, Tochter des Superintendenten Karl Meusel in Rochlitz, einen eigenen Hausstand gründen durfte, und dass mir im Laufe der Jahre ein lieblicher Kranz von Kindern erblühte, nein, auch dadurch, dass ich mich in meine halb städtische, und halb dörfische, halb industrielle und halb land-

¹² Die Sorabija Lipsk mit Sitz in Leipzig ist eine sorbische Studentenverbindung, die sich in der Tradition der am 10. Dezember 1716 gegründeten (evangelischen) „Wendischen Prediger-gesellschaft“ sieht. Diese war der erste sorbische Verein überhaupt.

¹³ Spritz-Tour: kurze Reise, kleine Vergnügungsfahrt, hier: Wanderung am Himmelfahrtstag (Männertag)

wirtschaftliche Gemeinde immer mehr einlebte. So kam es auch zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis mit meiner Patronatsherrschaft.

Ein gut Stück meiner Herzens- und Lebensgeschichte ist mit der Geschichte der Gräfling-Einsiedelschen Familie durch fünf Generationen hindurch verknüpft. Noch als Emeritus durfte und musste ich bisher als ihr Hausgeistlicher bei freudigen und ernsten Anlässen fungieren. Treue um Treue! Und was für wackere Männer waren meine Kirchenvorsteher in allen Perioden meiner Amtszeit und, nicht zu vergessen, mein lieber Kantor Paul Schmidt, der treue Mitarbeiter in Kirche und Schule. Wir wussten, was wir an einander hatten. Daher blieben mir auch die Höhepunkte in meinem Amtsleben unvergessen: Zuerst die Kirchenrenovation 1904. Unserem einzigartigen Gotteshaus, einem griechischen Tempel voll lichter Schönheit gleichend, auf Felsen erbaut, eine Stiftung des edlen Grafen Detlev von Einsiedel dem Älteren, Kgl. Konferenzminister, aus dem Jahre 1804, durfte ich im 100-jährigen Jubiläumsjahr ein neues strahlendes Gewand mit anlegen, wobei die freiwilligen Opfer aus der Kirchengemeinde überaus reichlich flossen. Und 1911 war es mir vergönnt, als Schulvorstandsvorsitzender trotz mancherlei Schwierigkeiten eine neue Schule im Heimatstil errichten zu helfen und darin auch aus freien Mitteln ein trauliches und schönes Jugendheim für unsere männliche und weibliche Jugend zu schaffen.

Dann kamen schlimme Jahre, die Jahre des Weltkrieges 1914-18. Und doch lag bei allem Schweren, was sie über die Gemeinde brachten, ein Segen darin. Wie strömten die Krieger mit ihren Angehörigen zu den Abschiedsgottesdiensten und Abendmahlsfeiern in unsere Kirche; wie fleißig waren die Kriegsbetstunden besucht! Und wie eng wurde das Band zwischen Heimat und Heer im Felde geknüpft. Ein Frauenhilfsbund, den ich ins Leben rief, wirkte in großem Segen. Mitten in die Kriegszeit fiel mein 25-jähriges Amts- und Orts-Jubiläum, an dem die ganze Kirchengemeinde, hoch und niedrig, regsten Anteil nahm. Dies war mir ein Beweis, dass meine Arbeit doch nicht vergeblich gewesen ist. Ich konnte dem Herrn der Kirche nur dafür danken. Gewiss, es folgten später in der Revolutionszeit auch böse Tage über unsere Kirchengemeinde. Der sozial erregte Boden unserer Industriebevölkerung wurde zum Nährboden des neuen Zeitgeistes. Kirchenaustritte, religiöse Lauheit und Gleichgültigkeit traten zutage, nicht zum geringsten auch Zuchtlosigkeit und Vergnügungssucht der Jugend. Dennoch musste ich als Pastor meinem Herrgott dankbar dafür sein, dass eine Kirchengemeinde geblieben, die sich den Wahlspruch unserer Vorfahren, wie er am Portal unserer Kirche prangt, zu dem ihrigen gemacht hat: „Wir wollen Gott dienen und seiner Stimme gehorchen!“

Dies alles hielt mich fest in meinem Pfarramt Wolkenburg. Und noch etwas anderes trug dazu bei. Meine Tätigkeit blieb nicht auf meine eigene Kirchengemeinde beschränkt. Sie erstreckte sich allmählich auf die ganze Ephorie Rochlitz, zunächst als Superintendent-Stellvertreter, dann als von der Ephorie gewähltes Mitglied der Sächs. ev.-luth. Landessynode (1915-27) und schließlich während der Vakanz in der Superintendentur Rochlitz als Ephorieverweser¹⁴, der 2 Jahre lang 1924-26 die Ephorie selbständig zu leiten hatte. Als solcher hatte ich die Ehre und Freude, Se. Magnificenz, den Herrn Landesbischof D. Ihmels in der Wolkenburger Kirche vor zahlreich versammelter Gemeinde feierlich zu begrüßen und von da aus mit ihm eine Fahrt durch die Ephorie Rochlitz in 8 Kirchengemeinden zu unternehmen.

¹⁴ Verweser: jemand, der ein Amt, ein Gebiet [als Stellvertreter] verwaltet

Außerdem gehörte ich schon länger dem Vorstand des Sächsischen Pfarrervereins als Mitglied und während der letzten Amtsjahre als Vizevorsitzender an. Gerade das Vertrauen, das ich in der sächsischen Pfarrerschaft, sonderlich innerhalb der Ephorie Rochlitz genoss, hat mir meine Amtsfreudigkeit bis zuletzt erhalten.

Am dritten Sonntag nach Epiphania 1927 (23. Jan.) stand ich zum letzten Male auf der Wolkenburger Kanzel. 1529 hatte an demselben Tage der erste evangelische Pfarrer Wolkenburgs seine Antrittspredigt gehalten. Fast 400 Jahre waren seitdem vergangen. 17 Geistliche waren in dieser langen Zeit als Nachfolger des Cyriacus Gans in der Gemeinde Seelsorger gewesen. Nun hieß es für mich Abschied nehmen. Schwer war er nach Jahrzehnte langem Zusammenleben, aber erleichtert wurde er durch so vielfache Bekundungen aus der ganzen Kirchfahrt: "Wir haben dich lieb gehabt und wollen dich lieb behalten!"

Mein Tusculum¹⁵ fand ich in Dresden-Blasewitz. Wer so lange in der Provinz gelebt hat, sehnt sich im Alter nach der Großstadt, wo er geistige Anregung erhalten kann. Hier habe ich sie gefunden, einmal im großen Bruderkreis der emeritierten Pfarrer, dem sogenannten „schwarzen Kaffee“, zum andern aber auch unter trefflichen Männern anderer Berufe. Der heimgegangene Oberhofprediger Kaiser Wilhelms I., D. Kögel, mit dem ich als junger Pastor 4 Wochen lang in Bad Ems täglich intim verkehrte, gab mir die Mahnung auf den Weg: „Lieber Bruder. Verkehren Sie nicht bloß mit Ihresgleichen sondern auch in anderen Gesellschaftskreisen. Bleiben Sie weltoffen, wie Sie es jetzt sind.“ Ich hab's befolgt, und es hat mich nicht gereut. Es hat dazu beigetragen, dass es an mir bis zu diesem Zeitpunkt wahr geworden; „Alt werden und doch jung bleiben!"

Was soll ich rückwärts schauend von meinem Leben sagen? Auch ich habe erfahren, dass der himmlische Vater seine Kinder in eine ernste Schule nimmt, manchmal bitter ernste. Schwere Schicksalsschläge haben mich im Familienleben betroffen. Meine teure Lebensgefährtin wurde mir 1924 entrissen; meine beiden einzigen heran-gewachsenen Söhne, meines Herzens Freude, starben dahin. Eine Tochter ist unheilbar krank in einer Landesanstalt heimgegangen am 9. Oktober 1940. Aber ich will nicht auf das sehen, was ich verloren, sondern auf das, was mir durch Gottes Gnade geblieben: Eine verheiratete Tochter mit ihrem Gatten und 4 Kindern. Wie bereichern sie mein Alter! Ich bin stolz, dass meine beiden Enkelsöhne, der eine, cand. theol., als Reserveleutnant in einer Nachrichtenabteilung, der andere als aktiver Oberleutnant in einem Panzerregiment, für Führer und Vaterland in schwerster Kampfzeit Kriegsdienste tun unter der Losung: „So jung als fest-so tapfer als edel!"

Und dazu kommen geliebte Schwestern, mit denen ich Hand in Hand und Herz and Herz durch die Jahrzehnte hindurch gepilgert bin, und die mir, soweit möglich, treu zur Seite stehen, und andere nahe Verwandte, die in mir, dem Senior, den pater familias sehen und, wenn auch räumlich getrennt, sich um mich scharen. So bin ich in meinem Ruhesitz zwar allein, aber doch nicht vereinsamt. Wovor sollte mir bangen?

Ich habe mich nie einem düsteren Pessimismus, auch nicht im Amt, hingegeben, sondern einen gesunden Optimismus im Herzen getragen. Über meinem Bett hängt das Bild des trefflichen Mannes, der mir stets ein Ideal gewesen, unseres ehemaligen Oberhofpredigers D. Meier. Es trägt seinen – meinen – Wahlspruch als Unterschrift: „Gott gebe uns ein fröhlich Herz! "

¹⁵ Der Begriff Tusculum war in der Zeit um 1900 ein beliebter Name für Villen, behagliche Wohnsitze oder Lieblingsaufenthalte. Hier geht es um Johannes Köhlers Alterswohnsitz in Dresden.

Daher kommt's wohl: Es liegt trotz zeitweiligen düsteren Gewölks am Lebenshimmel doch auch viel Sonnenschein auf meinem bisherigen Leben. Das aber macht unsers Gottes und Heilandes Barmherzigkeit. „Hab Dank Du treuer Gott: Bis hierher hast Du mich gebracht durch Deine große Güte. Hilf fernerhin hier zeitlich und dort ewiglich.“ Und noch eins:

"Mein Gott ich bitt durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende Gut!" Lied 659.

"Von meinen Begegnungen mit bewährten Kirchenführern."

Referat
in der Pfarrer Emeriten-Vereinigung
– sogen. Schwarzer Kaffee –
in Dresden
gehalten **22. April 1941**
von
Pfarrer i. R. Johannes Köhler
Dresden-Blasewitz, Frankenstr. 5, I
früher in Wolkenburg/Mulde.

Sehr verehrte Amtsschwestern und liebe Brüder.

Heute zum Gedenktag an die Gründung unseres "Schwarzen Kaffees" will ich Ihnen aus Dankbarkeit für Ihre gütige freudige Anteilnahme an meinem 80. Geburtstag etwas berichten **"Von meinen Begegnungen mit bewährten Kirchenführern."**

Das Alter lebt ja gern in der Vergangenheit, trotzdem wir mitten im Kriege stehen, und redet auch gern von ihr.

Zuerst wollen Sie mir nach Bayern folgen. Sie wissen aus meinen Jugenderinnerungen an die Candidatenzeit, die ich Ihnen im vorigen Jahre dargeboten, dass ich am bayrischen Königshof Erzieher zweier junger Grafen war. Nur 2 Monate etwa weilte ich dort, als mich mein Chef, Herr Graf zu Castell-Castell, bei Tisch anredete: Werden Sie nicht Herrn Oberconsistorialpräsidenten einen Besuch abstatten? Als ich erwiderte: "Das wage ich mir nicht als junger Candidat" lautete die Entgegnung: Sie können es getrost, er freut sich schon darauf. Ich habe ihn über Sie orientiert.

So geschah's. Mit etwas klopfendem Herzen begehrte ich Einlass in der Privatwohnung des Präsidenten des bayr. ev. luth. Oberconsistoriums und Reichsrat der Krone Bayerns D.¹⁶ Staehlin.

In Bayern stand damals und steht noch heute ein Theologe an der Spitze der Kirchenregierung. Ich wurde sofort angenommen. Da stand er vor mir: Keine markige Gestalt, wie man sich den echten Bayern vorstellt, sondern ein schwächtiges Männchen, doch mit geistsprühenden Augen. Eine gemütliche Unterhaltung kam in Gang, bei der ich bald alle Scheu überwand. Natürlich frug er mich nach meinen Leipziger Professoren, zu deren Füßen ich gesessen, und als ich auch seinen Landsmann D. Luthardt nannte, erklärte er: "Ein guter Compiler¹⁷", was mir sehr bezeichnend war.

Etwa 14 Tage waren seitdem vergangen. Da meldete mir der Gräfliche Diener den Herrn Oberconsistorialpräsidenten als Besuch an. Ich war höchst erstaunt über diese Liebenswürdigkeit, das hatte ich schlichter Candidat wahrlich nicht erwartet, dass er mir Gegenbesuch machen würde. Dabei eröffnete er mir, seine Frau und er selber würden sich freuen, mich bald einmal zum Abendbrot bei sich zu sehen. So geschah's. Außer mir waren noch einige jüngere Geistliche und Candidaten der Theologie zugegen. Das war mir sehr wertvoll, denn durch sie wurde ich auch in das Münchner Pre-

¹⁶ Abkürzung für den theologischen Doktor-Grad

¹⁷ jemand, der Auszüge, Teile aus anderen Werken unschöpferisch zu einem neuen Werk zusammenstellt

digerseminar eingeführt und gleichfalls durch dieselben mit dem damaligen Regierungsreferendar Frhr. v. Pechmann bekannt, der sich des Kindergottesdienstes besonders annahm. Er war bekanntlich der spätere Präsident des Allgemeinen deutschen Kirchenausschusses – eine feine Persönlichkeit.

Allmählich kam ich in immer nähere Beziehungen zu D. Stählin. Ich äußerte ihm den Wunsch, auf bayrischen Kanzeln ab und zu predigen zu dürfen. Das ging nicht ohne weiteres, trotzdem, dass ich als Sachse auch aus einer lutherischen Landeskirche kam. Selbst ein Hofprediger D. Stöcker musste alljährlich, wenn er in Bayern auf seiner Besitzung lebte, immer aufs Neue die Genehmigung zur Predigtabhaltung einholen. Ich habe heute noch zwei offizielle Zuschriften in meinen Händen, in denen mir "Im Namen Sr. Majestät des Königs von Bayern" einmal durch das Königl. protestantische Oberconsistorium die Predigtvertretung in Kemmoden i. Oberbayern genehmigt wurde und zum andern durch das Cultusministerium, unterzeichnet vom Staatsminister Frhr. v. Lutz, die Predigtabhaltung im Dekanatsbezirk München und in München selbst. Beides hatte ich dem Wohlwollen des hochwürdigen Herrn D. Staehlin zu verdanken. So durfte ich Gottesdienste in der Kirche zu Bad Reichenhall und in Starnberg am Starnberger See halten. In letzterer geschah's, dass nach der Hauptfeier eine Frau mit ihrem kleinen Kinde von weit her in die Sakristei kam, um dasselbe taufen zu lassen. Ich aber war nicht dazu befugt, da ich zu sakramentaler Handlung keine kirchenbehördliche Genehmigung besaß. Als ich dies dem Küster eröffnete, suchte dieser die Mutter mit dem laut weinenden Kinde durch die Bemerkung zu beruhigen: „Dös Kind, dös schreit ja noch, da lebt's au noch. Kommen's halt über 8 Tage wieder, doa ist der Herr Vikar da.“ – Aber auch in München wurde ich wiederholt herangezogen. So in der Vorstadt Neuhausen jenseits der Isar. Dort war damals noch keine eigene evang. Kirche, die Gottesdienste wurden in einem Schulsaal abgehalten. Ich musste auch das Harmonium selbst spielen, da der Cantor Ferienurlaub hatte. Nach dem Gottesdienst standen die Herren Presbyter mit mir an einem Fenster, das nach dem freien Platz mit der großen kathol. Kirche zu lag. Da sagte Einer derselben laut: „Herr Candidat, dort drüben haben's heut a Wassersuppen gehabt, mir hatten a Fleischbrüh. Schön' Dank!“ – Unvergesslich bleibt mir's, als eines Tages der Münchner Dekan Fickenscher, in dessen Familie ich Eingang gefunden, mich bat, ihn während seines Urlaubs beim Hauptgottesdienst in der neuen protestantischen Kirche Münchens zu vertreten. Die Gräflichen Herrschaften freuten sich, mir pochte das Herz. Auch als Liturg hatte ich zu fungieren. Als ich am Altar stand, sah ich in der vordersten Bankreihe Herrn Präsident D. Staehlin und neben ihm Herrn Oberconsistorialrat D. Buchrucker sitzen und dahinter Herrn Graf zu Castell-Castell und Gattin mit ihren beiden Söhnen. Als ich die Kanzel bestiegen und das Gebet verrichtet, sah ich zunächst nur ein Nebelmeer unter mir, aber als die letzten Orgelklänge verhallt waren und ich die versammelte Gemeinde begrüßt, war alle Bangigkeit vorüber und unter göttlichem Beistand konnte ich die Predigt halten, ohne, wie es jetzt vielfach üblich ist, das Concept vor mir zu haben. So war mirs eine Ermunterung zu weiterer Predigtthätigkeit, als die beiden hohen geistlichen Würdenträger in die Sakristei kamen und mir warm die Hand drückten.

D. Staehlin war eine tiefangelegte, ideale Natur, ein Theologe von kindlicher Gläubigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit, von Entschiedenheit im Prinzip, aber ohne Engherzigkeit und von großer persönlicher Liebenswürdigkeit. Immer an einem der hohen kirchlichen Festtage pflegte er in Münchens alter protestantischer Kirche am Stachus, die jetzt abgebrochen ist, die Festpredigt zu halten. Es war an einem ersten Pfingstfeiertag. Ich hatte unter seiner Kanzel gesessen, tief ergriffen von seinen packenden, geistvollen Ausführungen. Nach dem Gottesdienst trafen wir uns zufällig auf der Straße. Er bat mich, ihn zu begleiten. "Herr Candidat, man sagt, ich wäre auf der Kanzel immer zu lebendig und erregt, ich habe mich aber heute bemüht, es nicht

so zu sein: Was haben Sie denn für einen Eindruck gehabt?" Eine peinliche Frage, denn das allgemeine Urteil stimmte. Kurz erklärte ich: "Man spürte dem Pfingst-Prediger deutlich an, dass er des Heiligen Geistes voll war." – "Dann ist's ja gut, das soll man ihm allerdings anmerken."

Nach dreijährigem Aufenthalt verließ ich München. Noch denke ich des Abschieds auch von ihm, dem trefflichen Mann. Mit seinem durchdringenden Auge blickte er mich treuherzig an und wünschte mir Gottes Segen für meine weitere amtliche Laufbahn. Mancher von Ihnen wird ihn später auch kennen gelernt haben, wurde er doch 1895 Vorsitzender des Missionscollegiums in Leipzig und pflegte dort alljährlich die jungen Missionare auszusegnen und abzuordnen.

Und nun bitte ich Sie, mich nach Preußen zu begleiten. Ich war inzwischen Pfarrer von Klösterlein Zelle, jetzt Aue i. Sa., geworden. Ein Jahr darauf wurde mir wegen der bekannten Pastorenhalskrankheit vom Arzt eine Kur in Bad Ems verordnet. Dort angelangt, las ich wenige Tage darauf in der Emser Zeitung, dass Herr Oberhofprediger D. Kögel aus Berlin als Kurgast eingetroffen sei. Am Sonntag früh begab ich mich rechtzeitig nach Alt-Ems in die evang. Kirche zum Gottesdienst. In die vorderste Reihe kam ich zu sitzen. Beim Hauptlied trat ein hochgewachsener Herr ein, dem man die geistliche Würde sofort ansah. Weil neben mir gerade noch ein Platz frei war, setzte er sich hier nieder. Ich ließ ihn mit in mein Gesangbuch blicken, da er keins mithatte. Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ ich rasch das Gotteshaus, weil ich vor dem hohen Fremdling doch eine gewisse Scheu hatte. Nur eine kurze Strecke war ich gegangen, da klopfte mir jemand auf die Schulter. Und als ich mich umdrehte, war es mein Nachbar in der Kirche. "Ich glaube, einen Bruder vor mir zu haben, Kögel!". Obwohl ich schon mancherlei gewöhnt war, dies Mal durchrieselte es mich doch merkwürdig. Ich stammelte meinen Namen und nannte meine Heimat. Darob besondere Freude bei ihm, gerade einen sächsischen Geistlichen vor sich zu haben, er erinnerte sich der Zeit, wo er als Religionslehrer am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden tätig gewesen war. In angeregter Unterhaltung wanderten wir etwa eine Viertelstunde lang zum Kurhaus in Bad Ems, in dessen Nähe ich mein Logis hatte. Beim Abschied äußerte D. Kögel: "Heut Nachmittag 3 Uhr will ich mit der Zahnradbahn zum Mahlberg hinauffahren. Vielleicht könnten wir uns dort wiedersehen, ich würde mich freuen. Ich wohne hier gegenüber in der Hotel-Pension Bella Riva." Dies unvermutete Zusammentreffen hatte mich innerlich doch so bewegt, dass ich zunächst einige Zeit für mich allein bleiben musste. Was tun? Unhöflich durfte ich nicht sein, das lag mir auch nicht. Ich beschloss, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten. Vorerst gab ich für den Herrn Oberhofprediger in seinem Hotel meine Visitenkarte ab und begab mich hierauf zur Bahnstation. Dort erschien er kurz darauf selber. "Es war sehr nett von Ihnen, dass Sie mir Ihre Karte in die Bella Riva zugesandt, ich würde Sie gern in meinem Zimmer empfangen haben." Droben angelangt, schlug er einen Spaziergang durch den Wald vor. Ein Wort gab das andere. "Sagen Sie, wann haben Sie denn das letzte Mal in Ihrer Gemeinde gepredigt?" Antwort: „An den Osterfeiertagen.“ – „Welchen Text hatten Sie da? Und wie war denn Ihre Disposition?“ So frug er mich zurück bis zum Sonntag Judika. Es fing mir an, allmählich der Schweiß auf die Stirn zu treten, es dauerte eine Weile, bis ich die Dispositionen wieder gefunden. Aber es ging! Endlich blieb er stehen, schaute mich an und erklärte lächelnd: "Lieber Bruder, Sie haben die Prüfung bestanden. Damit habe ich schon manchen Anderen hineingelegt." Kinder, ich muss offen gestehen: "Ich war wie erlöst". Alle Bangigkeit war nun dahin, und ich gab mich ganz, wie ich – der Köhler – nun einmal bin. Und das schien gerade dem hohen Praelaten gefallen zu haben. Es wurde verabredet, dass wir uns jeden Morgen beim Brunnen-trinken treffen wollten, und daraus wurde bald ein zweites tägliches Zusammentreffen.

D. Kögel gab damals seinen "Jacobusbrief" heraus. Gerade die Kurzeit in Ems wollte er dazu benutzen, die Niederschrift der Predigten für den Verleger fertig zu machen. Schreibmaschine gab es damals noch nicht. So bat er mich, ihm täglich eine Stunde zum Diktat zu opfern. Vormittags von 11 bis 12 Uhr geschah's. Zur Belohnung ging's dann meist zum Frühschoppen in eine Weinstube, später folgte die Dedikation des Predigtbandes. Dadurch wurde der Verkehr immer vertraulicher.

Manche in Ems anwesenden Amtsbrüder schauten zu Kögel auf als zu einer Alpenhöhe. Aber dort ist nicht bloß Alpenglühen, dort sind auch Gletschereis und Schneefelder. Und sie meinten, diese Höhe hätte wohl Glanz, aber keine Wärme. Er war nicht so. Mag in seinem Wesen etwas Zurückhaltendes, nicht gleich für Jeden Zugängliches gelegen haben – er war eben auch in seinen äußeren Formen ein Hofprediger par excellence – aber innen schlug ein warmes Herz.

Wie verstand er es, den jungen Amtsbruder unauffällig in seine Schule zu nehmen und so zu fördern, "Lieber Bruder, nie spreche ich unvorbereitet. Es gibt zwar Prediger, die da meinen, den Geist walten lassen zu müssen, auf deutsch aber meinen sie die Faulheit. Merken Sie sich's ferner: An den hohen kirchlichen Festen arbeiten Sie immer zuerst die 2. Feiertagspredigt aus, denn sonst kommt sie zu schlecht weg. Und in allen Predigten darf das Zeugnis nicht fehlen, dass in Jesu allein das Heil sei." Mit Bewegung wies er darauf hin, dass er seiner ersten Gattin, einer reich begabten Frau, der Tochter Julius Müllers, eines der edelsten Vertreter der damaligen Vermittlungstheologie, gewöhnlich am Freitagabend seine Sonntagspredigt vorgelesen und je nach deren Beurteilung derselben am Sonnabend noch manche Umarbeitung vorgenommen habe. Sie war ihm eine verständnisvolle Förderin seines geistlichen Lebens gewesen.

Das eine Mal frug er mich: "Welches wohl meine erste größere Amtshandlung nach der Heimkehr sein würde." "Die Trauung unsres Arztes mit einer Fabrikbesitzers-Tochter" erwiderte ich. "Da können wir doch gleich das Gerippe der Trauredede fertigstellen". Ich schlage als Text vor: Ps. 127,1. "Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen". – "Was braucht man denn vor Allem zum Hausbau?" Ich darauf: „Einen festen Grund.“ – "Welches ist der feste Grund des christlichen Hauses?" – "Der Glaube." – „Gut, sagen wir: Der Glaube sei das Hauses Grund.“ – Und so gings in Frage und Antwort weiter: "Die Liebe führ die Mauern auf". – "Die Hoffnung krön' den Bau". Ich war gesättelt.

Und wie konnte er, der ja die Candidaten des Domstifts in Berlin zu betreuen hatte, sich in ein Jünglingsherz hineindenken und hineinfühlen! "Lieber Bruder im lockigen Haar, sagen Sie's offen, sehnen Sie sich nicht manchmal nach einer treuen Lebensgefährtin? In ein evangelisches Pfarrhaus gehört eine Pfarrfrau, schon um der Gemeinde willen. Ich möchte Ihnen für die Wahl derselben ein Wort mitgeben: "Frisch". Fr. = fromm, i. = j. = jung, sch. = schön. "Fromm, jung und schön mag sie sein. Schauen Sie nicht unter sich, sondern über sich. Sie können, ich versichere es Ihnen überall anklopfen."

Dass ich noch Eins hervorhebe: D. Kögel war, wie ich ihn kennenlernte, ein treu deutscher Mann. Vor allem treu seinem König. Mit Stolz betonte er: "Unter 5 Königen habe ich gelebt, unter 4 Königen habe ich gedient." Mit besonderer Verehrung sprach er vom alten Kaiser Wilhelm I., den er seit vielen Jahren als Schlosspfarrer in kirchlichen Fragen beraten, im Bekenntnis zu Christi gestärkt und zuletzt mit seinen Gebeten in die Ewigkeit geleitet habe. – Den frühen Tod Kaiser Friedrich's bedauerte er um des deutschen Volkes willen außerordentlich. Man habe ihn vielfach verkannt. Seine reiche politische Erfahrung würde den Einfluss seiner englischen Gattin auf Regierungsgeschäfte unterbunden haben. Kaiser Wilhelm II. war ihm damals 1889 noch ein mehr unbeschriebenes Blatt, er setzte aber Hoffnung auf sein gutes Wollen. In Bezug auf

die deutsch evang. Kirche meinte er: "Sie haben in Sachsen durch die in Evangelias beauftragten Staatsminister eine größere beneidenswerte Bewegungsfreiheit, wir in Preußen stehen unter dem summus episcopus und zwar gegenwärtig unter einem solchen, der sehr selbständig ist.

Und noch von einer anderen Seite lernte ich D. Kögel schätzen. Zu seiner Passion gehörte ein größerer Kreis gebildeter Damen und Herren, mit denen er, später auch im Verein mit seiner inzwischen angekommenen 2. Gattin, einer geborenen von Bodelschwingh, regen Verkehr pflegte. Dazu gehörte ein Künstlerehepaar, eine Frau Hofphotographin Hanfstängel aus Frankfurt a. M., ein Baugenie Busch aus Cöln, ein Landgerichtsdirektor, ein Offizier, ein Musikbeflissener etc. Auch mich führte er dort ein, teils bei abendlichen Zusammenkünften in der Bella Riva, teils auch auf Spaziergängen. Es war zum Staunen, wie sich der Kirchenfürst unter ihnen bewegte. Wie wenigen stand ihm der ganze Schatz der Literatur zu Gebote, sein eminentes Gedächtnis rief wie mit einem Zauberstabe alle guten Geister auf den Plan. Der Sinn für Kunst, Poesie und Musik war in reichstem Maße in ihm ausgebildet. Wie dankbar war er jedem, der ihm vorspielte oder ein Lied sang. Ich denke daran, wie wir alle ziemlich gegen Ende unserer Kurzeit, wo man sich wieder gesund fühlte, einen gemeinsamen Ausflug nach Niederlahnstein unternommen hatten. Auf einer Anhöhe im Restaurationsgarten sah ich zum ersten Mal den Rhein, und voll jugendlicher Begeisterung stimmte ich, damals noch ein halbwegs annehmbarer Bariton, das Rheinlied an: "Es liegt eine Krone im tiefen Rhein". Kögel war entzückt und rief: Das ist eine Bowle wert und ließ eine solche für die ganze, Gesellschaft anfahren. Es war so, wie es Einer von ihm geschrieben hat: "Sein Centrum war die freie Gnade des Herrn, aber von da an setzte er den Zirkel ein und beschrieb die concentrischen Kreise. Seine Peripherie war die weite, weite Welt mit all dem, was in ihr blüht und welkt, sich freut und weint, das menschlich Schöne, soweit es durchleuchtet ist vom göttlich Wahren." Und auch etwas echt Lutherisches, etwas Fröhliches pulsierte in ihm trotz all des Ernstes, der auf seiner schönen gewölbten Stirn wie ein Ewigkeitsglanz lagerte. Sinn für Humor war nicht bloß reichlich in ihm, auch eine humoristische Ader sprudelte fröhlich da, wo er sich verstanden wusste, denn zum Humor gehören immer zwei: Einer, der ihn hat und Einer, der ihn versteht. Freitags musste ich auf seinen Wunsch möglichst zeitig in die Lesehalle gehen, um den „Kladderadatsch“ und die „Fliegenden Blätter“ nach politischen und guten sonstigen Witzten abzusuchen und ihm zu melden (Er benötige sie bei Hofe). Zuvor aber wurden sie in der Bella Riva-Gesellschaft zum Besten gegeben.

So werden Sie verstehen, dass mir D. Kögel folgenden Rat für's spätere Leben mitgab: "Lieber Bruder, verkehren Sie nicht bloß mit Ihresgleichen, um nicht einseitig zu werden, sondern auch in anderen Gesellschaftskreisen, bleiben Sie weltoffen, wie Sie es jetzt sind."

Unsere beiderseitige vierwöchige Kurzeit neigte sich ihrem Ende zu. Herr Oberhofprediger frug mich, ob ich schon in Cöln gewesen: als ich es verneinte, sagte er sofort: Sie fahren mit mir und meiner Frau, wir nehmen den Weg nach Berlin über Cöln. Keine Widerrede half. Am Bhf. Ems händigte er mir eine Rückfahrkarte von Ems nach Cöln ein. Unterwegs unterbrachen wir die Fahrt in Romannshorn. Auf dem Drachenfels hielten wir Mittag bei prächtiger Rheinsicht und aufs Siebengebirge. Ein alter Barde sang uns, auf der Gitarre begleitend, die wunderbarsten Rheinlieder. Das war etwas für uns Sangesliebende. In Cöln quartierten wir uns im Domhotel ein. Ein unvergesslicher Abschiedsabend! Herr und Frau D. Kögel waren in bester Rheinstimmung und voll Herzensgüte. Die Besichtigung des Cölner Doms unter sachkundiger Leitung am nächsten Vormittag war ein Höhepunkt. Am Nachmittag setzten die Herrschaften ihre Heimreise nach Berlin fort. Auf dem Bahnsteig sahen wir uns zum letzten Mal. Herr

Oberhofprediger D. Kogel küsste mich nach höfischer Sitte auf Stirn und beide Wangen. Als ich ihm für alle erwiesene Liebe und Freundlichkeit dankte, erwiderte er: "Nicht Sie haben zu danken, ich vielmehr. Mit meiner Frau hab ich's schon besprochen: dass mir meine diesjährige Emser Badekur so gut bekommen ist, daran hat der junge frisch fröhliche Bruder aus Sachsen sein gut Anteil." Als ich ins Domhotel zurückkam und meine Rechnung begleichen wollte war auch diese schon bezahlt. Ich fühlte mich förmlich beschämt. Liebe Amtsbrüder, versteht mich nicht falsch, ich sage das alles der Wahrheit gemäß, wahrlich nicht aus Ruhmessucht, das sei ferne, sondern nur, um Gottes Gnade zu preisen, der mich als blutjungen Pastor mit solch wahrhaft edlem Mann zusammenkommen ließ.

Endlich wollen wir unsre Blicke nach Sachsen wenden. Wir schrieben 1907. 20 Jahre waren vergangen seit meiner Hauslehrerzeit in München, aber die enge Verbindung mit dem Gräfl. zu Castellschen Hause bestand noch wie ehemals. Mein ehemaliger älterer Schüler Graf Friedrich zu Castell-Castell hatte sich mit Caroline Gräfin v. Hohenthal und Bergen in Dresden verlobt. Mir ging von den Eltern, Staatsminister Graf Hohenthal und Bergen und Frau Gräfin eine Einladung zu der am 25. und 26. Juni 1907 stattfindenden Vermählungsfeier zu. Die Trauung hatte unser Herr Oberhofprediger D. Ackermann übernommen. Einige Zeit vorher erhielt ich von diesem einen Brief aus Bad Gastein, wo er zur Erholung weilte, in dem er mir schrieb: Er habe erfahren, dass ich als ehemaliger Erzieher des Bräutigams an der Hochzeit teilnehmen würde, und so bäte er mich, ihm etwas über die religiöse und kirchliche Einstellung der Gräfl. zu Castell'schen Familie mitzuteilen. Gern tat ich's, konnte ich ihn doch darauf hinweisen, dass gut lutherischer Geist und treu kirchlicher Sinn in derselben seine Heimstätte hätten, obwohl Herr Graf das höchste Hofamt am katholischen bayrischen Königshof innehatte. – Die Feier fand am 26. Juni 1907 Mittag 1 Uhr in der Kreuzkirche statt. Da ich bei derselben assistieren sollte, begab ich mich in die Traukapelle derselben und fand dort auch den alten Pfarrer Niedner aus Knauthain, dem Stammsitz des Grafen von Hohenthal vor, sowie dessen Sohn, gleichfalls Theologe, und Marinepfarrer Weiker, die beide Hauslehrer der Braut gewesen waren. Wir erwarteten hier Se. Magnificenz. Nachdem er den Priesterrock angelegt, mussten wir zunächst auf seinen Wunsch seine schwere goldene Amtskette anschauen, die ihm vor wenig Jahren der König verliehen – ein Prachtstück kirchlicher Kunst. Auf der Rückseite war sein Name eingraviert. "Es ist noch viel Raum da" fügte er hinzu. Jetzt kündete der Orgelklang, dass das Brautpaar nahte. Die hohe Hochzeitsgesellschaft hatte sich bereits auf dem mit Palmen und Blumen geschmückten Altarplatz niedergelassen. Nur die 8 Brautführer und Brautjungfern-Paare schritten voran. Dann folgte der Gräfliche Bräutigam in seiner kleidsamen Uniform der bayrischen Kaiserulanen, mit dem Johanniterorden geschmückt, und zwar von seinen Eltern geführt, und hierauf die Gräfl. Braut in ihrem vollen Liebreiz, von ihren Eltern umgeben. Die Kirche war gefüllt von Menschen, im Schiff gegen ausgegebene Eintrittskarten, auf den Emporen nach freiem Belieben. Nun stimmte die große versammelte Gemeinde den erhebenden Choral an: "Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren". Beim 3. Vers ging Magnificenz aus der Sakristei zum Altar und wir assistierenden Geistlichen folgten ihm im Ornat. Pfarrer Niedner sen. und ich stellten uns rechts und links von ihm auf, die beiden anderen seitwärts. Der Trautext war: 1. Moses 12,2. "Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein." In würdiger, schlichter Weise legte er das Wort aus. Warm wurde man, als er auf die persönlichen Verhältnisse einging und besonders betonte, dass die Braut als schönste Segensgabe von Gott ein frommes Herz empfangen habe, in dem die Gewähr einer glücklichen Ehe liege, und dass der Bräutigam in einem edlen Hause aufgewachsen sei, in dem durch Jahrhunderte treu evangelischer Geist gewohnt habe. Zart und fein

war es, dass er auch uns Geistliche in der Rede erwähnte: Der Segen Gottes wird menschlich vermittelt. Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Die Verwandten und Freunde grüßen Euch segnend. Auch die Lehrer und Erzieher Eurer Jugend, die Euch hier umgeben, heben Herzen und Hände in dieser Stunde auf, um Euch zu segnen." So waren wir nicht bloße Statisten, sondern vor der versammelten Gemeinde gekennzeichnet als Mitsegnende. Das hat mich damals tief ergriffen. Und nun der feierliche Augenblick der Einsegnung selbst, er ist mir unvergesslich geblieben. Als sich das junge Paar erhob, flammten mit einem Male die 4 großen elektrischen Kandelaber auf, die ihren Glanz auf den Altar warfen. Der Oberhofprediger richtete die Traufragen an den Bräutigam, und als er die Treue bis in den Tod berührte, machte dieser eine kleine Schwenkung nach links, blickte der Gräfl. Braut, die sich ihm zuwandte, fest ins Auge und sprach mit mächtiger, gehobener Stimme, wie ich's noch nie gehört, sein freudig "Ja", und darauf nicht minder deutlich die Gräfl. Braut ihr "Ja". Eine Bewegung ging durch die Gemeinde. Es war tatsächlich, als ob man das Amen dazu aus der Höhe vernähme. Mir rollten die Tränen über die Wangen vor Ergriffenheit, als nun der hochwürdige Oberhofprediger über dem jungen Paar das Vaterunser betete und den Segen sprach, während die Orgel in ihren zartesten Registern dazu erklang. Nachdem die Traubibel überreicht war, hörte man aus der Höhe wie von Engelsstimmen das wunderbare Terzett aus dem Elias: "Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt". Die Traugemeinde schloss sich im Gesang des Verses zusammen: "So nimm denn meine Hände und führe mich" und während der Hochzeitszug, nunmehr mit dem jungen Paar an der Spitze, sich zur Kirche hinaus bewegte, setzte der Organist mit dem Niederländischen Dankgebet ein, während das Gardereitermusikkorps dazu blies, den ersten Vers leiser, den zweiten voller, den dritten mit mächtigem 6-stimmigen Orgelwerk und Posaunenschall. Die Wirkung in dem domartigen, akustischen Raum war eine geradezu überwältigende. Es durchzitterte den ganzen Körper, das Herz aber jubelte dabei.

Die darauf folgende Hochzeitsfeier fand im Ministerpalais Seestr. 18 statt. Als ich mich dorthin begeben und im Vorraum abgelegt hatte, trat eben auch Se. Magnificenz ein. Zur Kennzeichnung seines bescheidenen, fast schüchternen Wesens, trotz seiner hohen geistlichen Würde erwähne ich, dass er mich bat, auf ihn zu warten: Er sei an das Hofparkett nicht so gewöhnt, wie ich, drum möchte ich ihn doch begleiten". Wir durchschritten gemeinsam die zahllosen Repräsentationsräume des Palais, bis wir zunächst auf den Herrn Staatsminister stießen, den wir beglückwünschten, und dann auf das vor Glück strahlende junge Paar. Auch nach der sich anschließenden Festtafel hatte ich nochmals Gelegenheit, mit Herrn Oberhofprediger in Berührung zu kommen. Er sprach seine besondere Genugtuung und Freude aus, dass auch sächsische Pfarrer in diesem illustren Kreise zugegen wären und so in Ehren gehalten würden. Mir aber war es wertvoll, den hohen geistlichen Würdenträger, dem man vielfach scheinbare Kälte nachsagte, von einer anderen, einer wohlthuenden Seite kennen gelernt zu haben.

Und noch auf einen Kirchenführer unseres Sachsenlandes will ich zuletzt hinweisen, Herrn Landesbischof D. Ihmels. Von der Landessynode her war er mir schon wohl bekannt. Das dreiblättrige Kleeblatt des Kirchengeschichtsausschusses: Landesbischof D. Ihmels, Kreishauptmann Dr. Morgenstern und unsern lieben Pfarrer D. Dr. Jeremias hatte ich während der Synodalsitzungen immer im Gesichtsfeld vor mir. Aber näher noch trat ich ihm, als ich nach meiner 2-jährigen Tätigkeit als Ephorieverweser von Rochlitz mit ihm eine Rundreise durch den Bezirk machen durfte. Während der langen Fahrt im Auto spürte ich bei der eingehenden Unterhaltung je länger, je mehr, wie er den einzelnen Seelsorgern in den Gemeinden selber gern ein Seelsorger und Helfer

und Berater sein wollte. Und das bleibt doch wahr: "Pectus facit theologum" – das Herz macht den Theologen, auch im Bischofsamt. Es war keine leichte Aufgabe, die er an diesem Tage übernommen hatte: Ansprachen halten in 7 Kirchen des Rochlitzer Kreises mit jedesmal anderem Text. Kein Wunder, dass man ihm doch schließlich eine gewisse Ermüdung anmerkte. "Magnificenz", sagte ich während der Fahrt, „vielleicht dient es Ihnen zur Ermunterung und Erfrischung, wenn ich Ihre Gedanken einmal auf etwas Erheiterndes hinlenke." Sehr schön! So erzählte ich ihm eine Begebenheit, von der uns seiner Zeit mein alter Freund Kirchenrat Zinsser in Seelitz berichtet hatte. "Ein Dekan im Hessenland, Zinssers Heimat, war krank geworden und zwar an der Kopfrosee. Der Sonntag nahte, ein Vertreter für den Gottesdienst war nicht zu haben. So bestand der Herr Dekan darauf, ihn selbst zu halten. Seine Gattin zog den Arzt zu Rate. "Das Pfarrhaus liegt ja der Kirche gleich gegenüber, drum wirds gehen, denke ich. Sie müssen nur Ihrem Gatten einen Verband um den Kopf machen, damit er sich nicht erkältet." So geschah's. Der Dekan hatte seine Predigt ohne Störung gehalten. Da, in der Sakristei, beim zufälligen Blick in den Spiegel, merkte er, dass er den Verband um den Kopf noch aufhatte. Als der Küster eintrat, frug er ihn ganz erregt: „Was hat nur die Gemeinde gesagt, dass ich heute in diesem Aufzug auf der Kanzel gestanden?“ – "O, Herr Dekan, Sie können ganz beruhigt sein", ich hab's ihnen erklärt: „Das ist jetzt so nach der neuesten Consistorialverordnung". D. Ihmels lachte laut auf, wie ein Kind: "Lieber Herr Amtsbruder, das werde ich in den Consistorialbericht über meine Rundreise durch die Ephorie Rochlitz mit hinein verweben, gewiss zum allgemeinen Gaudium. Mir aber war's ein Beweis dafür, dass in dem sonst so ernst dreinschauenden Mann doch etwas vom Geist seines ehemaligen Vorgängers im kirchl. Führeramts Sachsens, dem unvergesslichen Oberhofprediger D. Meier, lebte, dessen Losung es war: "Gott gebe uns ein fröhlich Herz".

Von meinen Begegnungen mit vier bewährten Kirchenführern habe ich Ihnen erzählt. Vor allem von ihrer menschlichen Seite habe ich sie kennen gelernt. Und das ruft in mir die Erinnerung wach an ein Erlebnis "Emil Frommels". Als dieser zum Garnisons-Pfarrer in Berlin-Potsdam vom alten Kaiser ernannt worden war, machte ihn ein Major darauf aufmerksam, dass er nun einen militärischen Rang habe und frug ihn, ob er denn wisse, dass er Hauptmann I. Klasse sei. „O, Herr Major“, antwortete Frommel, „wissen Sie denn nicht: Ich bin noch viel mehr, ich bin ein Mensch I. Klasse, denn ich bin durch meine Taufe Gotteskind.“ – Lassen Sie mich daran anknüpfen. Das ist's auch vor Allem, was mir die genannten Kirchenführer so schätzenswert machte, dass sie, denen die Gotteskindschaft auf der Stirn geschrieben stand, mir als Menschen I. Klasse vor Augen traten. Und wir, wir selber, sind wir's denn nicht auch, solche Menschen I. Klasse? Freunde seht, darum hats mich hier im Schwarzen Kaffee an Eure Seite gezogen und Euch mir immer näher verbunden. Und so soll's bleiben, solange der treue Herrgott mich unter Euch am Leben lässt. Das sei mein Gelöbnis am heutigen Gedenktag an die Gründung unserer Pfarrer-Emeriten-Vereinigung.

Den alten Köhler nennt Ihr mich,
Doch's Herz blieb jung und – brüderlich.

Beiträge zum Altarbild „Christi Himmelfahrt“ von Sascha Schneider in der Kirche von Wolkenburg/Sa.

(und zur Rolle von Pfarrer Johannes Köhler und von Karl May)

Christi Himmelfahrt

(Quelle: https://www.karl-may-wiki.de/index.php/Christi_Himmelfahrt)



Christi Himmelfahrt oder Himmelfahrt Christi heißt Sascha Schneiders Altarbild der Kirche St. Mauritius¹⁸ im sächsischen Wolkenburg (heute mit Kaufungen zu Limbach-Oberfrohna gehörend). Der Künstler malte das Bild mit Ölfarbe auf Leinwand in den Maßen 230 x 450 cm und signierte es unten rechts mit Sascha Schneider.

Entstehung Vorbereitungen

Die Wolkenburger "Neue Kirche" St. Mauritius wurde von 1794 bis 1804 als klassizistische Dorfkirche errichtet. Zum 100-jährigen Jubiläum wurde die Kirche im Frühjahr 1904 umfassend renoviert und sollte auf Betreiben des damaligen Pfarrers Johannes Köhler (* 1861; † 1946) ein Altarbild erhalten. Der Akademische Rat der Dresdner Kunstakademie beschloss auf die Fürsprache der Pro-

fessoren Otto Gussmann (auch: Gußmann) und Paul Wallot hin, diesen Plan zu unterstützen. Der Sächsische Kulturfonds des Königlichen Ministeriums des Innern stiftete

¹⁸ Nach einer Mitteilung des Heimatvereins Wolkenburg-Kaufungen ist diese Benennung für die Wolkenburger Kirche nie rechtskräftig und aktenkundig beschlossen worden. Seit 2016 gilt nach einem Beschluss des Kirchenvorstandes allein die Bezeichnung „Neue Kirche“.

daraufhin als Jubiläumsgabe ein Himmelfahrtsbild, das Sascha Schneider malen sollte. Gussmann informierte Pfarrer Köhler am 20. Juni 1904 brieflich darüber.[1]

Am 29. Juli 1904 besuchte Johannes Köhler Sascha Schneider in dessen Meißener Atelier zu einer ersten Besprechung.[2]

Vier Tage darauf schrieb Schneider an Karl May:

Ich kann morgen Mittwoch [3] nicht mit nach Loschwitz [4] fahren, weil ich in Wolkenburg i/Muldental sein werde, allwo mir hinter meinem Rücken der akad[emische] Rat als Anerkennung meiner Enttäuschungen in Dresden ein Altarbild zu malen gütigst geruht hat. Es ist gewissermaßen eine gebratene Taube, welche ich in Weimar dankbaren Herzens und mit einem begeisterten Hoch auf die noch nicht dagewesene Güte, Gnade & Barmherzigkeit des hohen akad[emischen] Rates, verzehren werde. Immerhin bin ich durch dies Manoever nicht niedergedrückt. [5]

In einem Brief Sascha Schneiders an May vom 24. August kamen die Vorbereitungen für das Altarbild wiederum zur Sprache:

Augenblicklich muss ich eine Skizze für die letzte Wand des Gutenbergmuseums & eine dito für die Kirche in Wolkenburg machen [...] [6]

Einen Tag später informierte Schneider den Wolkenburger Pfarrer Johannes Köhler über den Plan:

Nachdem ich mir nun in Ruhe die localen Verhältnisse und den Eindruck der reizenden Kirche überdacht habe wird das Altargemälde ein anderes Aussehen bekommen als ich erst projectierte. Gold muss ganz fortfallen. Es würde der Fenster wegen nur abends in Wirkung treten. Des beschränkten Raumes halber können auch Engel nicht die Wolken tragen, auf denen Christus emporschwebt. Diese Engel kommen in andächtiger, anbetender Stellung auf den Erdboden zu stehen, während Christus allein die Erde verlassen hat. Lassen Sie mich machen, ich werde nur daran denken den heilig schönen Eindruck des Altarplatzes zu steigern. [7]

Die Arbeit daran fiel dem inzwischen nach Weimar verzogenen Sascha Schneider aber schwerer als erwartet. An Pfarrer Köhler, der wohl mit einer Fertigstellung des Gemäldes noch im Jubiläumsjahr seiner Kirche gerechnet hatte,[8] schrieb der Künstler in einem Brief vom 4. Dezember:

Mit der Skizze will es gar nicht vorwärts gehen. Was habe ich schon alles ausgedacht und probirt, es will mir nichts gefallen. Wohl schon zum 6ten Male beginne ich, immer hoffend den Nagel auf den Kopf zu treffen, es will mir nicht gelingen. Ja, wenn ich dürfte wie ich wollte! Das würde aber noch weniger Ihren Beifall finden und den des Consistoriums sicher noch weniger. Mit dieser Tradition ist es etwas schreckliches, wenn man fühlt Neues geben zu können. Ich habe aber keine Lust mir einen Korb zu holen und so wird es wohl beim Herkömmlichen bleiben. [9]

Tags darauf wurde Sascha Schneider in einem Brief an Karl May deutlicher:

Das Altarblatt für Wolkenburg ist auch so eine Schundarbeit; nun werde ich bald ungeduldig immer wieder mit der Verbindung und den erbärmlichen Wünschen der Menge zu rechnen. Ich brauche aber das Geld für Besseres und so bleibt mir nichts anderes übrig; aber ebenso gern würde ich Treppen scheuern. [10]

Skizzen

Im Januar 1905 sandte Schneider an Johannes Köhler eine erste farbige Skizze, die heute verschollen ist. [11]

Der Maler schrieb dazu am 19. Januar in einem Brief an Köhler:

Nehmen Sie die Arbeit freundlich auf, es hat so lange gedauert bis ich in diesem Trubel die Idee ausreifen lassen konnte. Was es vorstellt ist ja deutlich zu ersehen aber Sie müssen sich aus diesen Andeutungen wohl oder übel das Bild im Grossen sehr freundlich selbst zusammenbauen, denn in diesem kleinen Format ist es mir nicht anders gegeben mich künstlerisch auszudrücken. Das sieht dann im Grossen wesentlich anders aus und Sie sollen mit mir zufrieden sein. – Der Gegenstand u[nd] die Fassung ist Ihnen hoffentlich recht, ich bin damit nämlich am Rande meines Vermögens angelangt. 100 Ideen habe ich gefasst und wieder verworfen bis ich diese aus dem Chaos herauschälte. Die Arbeit muss heiter u[nd] licht sein. Das fällt mir schon schwer genug, denn wie ein Essayist über mich schrieb, ist meine Domäne das Dämonische. – Lassen Sie es so wie es ist und ich wage alles zu versprechen [...] [12]

Pfarrer Köhler war mit der Skizze einverstanden und sandte sie an den Akademischen Rat nach Dresden, wo sie anfangs auch Zustimmung fand. [13]

Am 25. Februar schrieb Sascha Schneider in einem Brief an Karl May:

Jetzt habe ich für 14 Tage mit der Einrichtung meiner Wohnung zu tun, denn ich ziehe um.[14]

Dann kommt mein Wolkenburger Altargemälde dran [...] [15]

Von einer weiteren Skizze ist in einem Brief Sascha Schneiders an Karl May vom 6. März die Rede:

Zu Ostern [16] habe ich den Carton für das Wolkenburger Gemälde in Dresden dem akad[emischen] Rate vorzuführen [...] [17]

Die Differenzen mit dem Akademischen Rat nahmen allerdings damit kein Ende, wie ein auf den 21. Mai datierter Brief Schneiders an Johannes Köhler verdeutlicht:

Das Altarbild für Wolkenburg wird, wie es scheint, seine Geschichte haben. Eben zurückgekehrt aus der herrlichsten Natur, aus Corfu, [18] finde ich den Bescheid des akad[emischen] Rates vor, welcher meinen eingesandten Carton ablehnt, mit der Begründung, dass das Motiv (Christus & die 2 Engel) zu arm sei. Ich solle einen andern Carton mit mehr Figuren anfertigen. Nun schreibe ich eben dorthin, dass doch der akad[emische] Rat die Skizze, in welcher bereits diese Idee klar zu Tage lag, genehmigt hatte u[nd] warum man mir solche Bedenken nicht eher mitteilte. Ferner schrieb ich an den akad[emischen] Rat, dass die Gestalt Christi als die weitaus wichtigste die beiden plastischen Engel des Altarraumes [19] zu übertönen habe u[nd] dass auch Sie vom kirchlichen Standpunkt aus dieser Meinung wären. Aus diesem Grunde müsste Christus sehr gross gehalten werden, u[nd] es bliebe so, um mit mehreren lebensgrossen Figuren zu operiren, kein Raum. Ich schlug dem akad[emischen] Rate vor, um meine Überzeugung, die ich im Interesse der Wirkung des Ganzen nicht aufgeben will, durchzusetzen, wolle ich mich mit der Hälfte des Honorars begnügen, wenn man mir freie Hand liesse. Ich malte dann die schwebende Gestalt Christi allein, umrahmt mit Engelsköpfen. – Zu einem reichen Figurenbilde mag ich mich nicht entschliessen. Die Figuren werden zu klein, der Christus dementsprechend, die beiden plastischen Engel dominieren u[nd] es kommt so zuguterletzt auf den status quo ante [20] heraus. Lieber gebe ich dann die Arbeit wieder zurück, denn ich sehe schon voraus, dass

ich bei relativ geringem Honorar in grosse Arbeit u[nd] Ärger hineinkomme, ohne dabei irgendwelchen Ruhm zu gewinnen [...] [21]

Gemälde

Sascha Schneider konnte seine Idee letztendlich durchsetzen und schuf in Weimar das oben abgebildete Gemälde. Trotzdem bereitete ihm die Arbeit daran keine Freude. Am 14. Juli 1905 schrieb er darüber an Karl May:

Ich arbeite heftig an meinem Altargemälde. Noch nie bin ich einer Arbeit so überdrüssig gewesen. Jetzt erklärt der Pastor er mag das Bild überhaupt nicht, Sie werden sehen es kommt noch zu einem rencontre. [22] [23]

Ebenso in einem weiteren Brief vom 17. August:

Nun will ich, da durch die Arbeit an dem mir verhassten Altarbild meine Nerven wieder gründlich streiken, am Sonntag [24] auf 14 Tage bis 3 Wochen verreisen [...] in einer Weise, dass mich keine Nachricht erreichen kann. [25] [26]

Zum Kirchweihfest am 30. Oktober sollte die Übergabe des Bildes in Wolkenburg stattfinden. Bereits am 24. September hatte der Weimarer Professor Pastor emeritus Otto Eggeling (* 1836; † ?), Dozent der Kunstgeschichte und Ästhetik, in der Weimarerischen Landeszeitung eine positive Kritik des inzwischen wohl fertiggestellten Bildes veröffentlicht. [27]

Am 3. Oktober teilte Sascha Schneider dem Pfarrer Köhler brieflich mit:

Den Termin: 30. Oktober können wir nicht festhalten. [28]

Der Grund dafür war, dass zuguterletzt ein förmlicher Pilgerzug zu dem Bilde stattfand. [29] Außerdem hatte der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach (* 1876; † 1923) Interesse gezeigt, das Bild in Schneiders Atelier zu besichtigen.

Erst am 3. Dezember 1905, dem ersten Sonntag im Advent, wurde das Altarbild bei einem Festgottesdienst der Wolkenburger Kirchgemeinde übergeben. [30]

Zwei Tage später schrieb Sascha Schneider auf einer Postkarte an Karl May – möglicherweise auf die Kritik Eggelings oder einen Nachdruck davon Bezug nehmend:

Wenn Sie jetzt den Artikel über mein Wolkenburg Altargemälde Wolff [31] geben würden, so wäre ich Ihnen dankbar.[32]

Das Altarbild Christi Himmelfahrt ist noch heute in der Wolkenburger Kirche zu sehen.

Motiv

Sascha Schneider orientierte sich bei der Darstellung der Himmelfahrt Christi sehr genau an den biblischen Texten.

Vom segnenden Christus ist im Lukasevangelium die Rede:

Und es geschah, als er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. [33]

In der Apostelgeschichte werden in dem Zusammenhang zwei Männer genannt, die in Schneiders Entwurf als Engel dargestellt waren:

Und als er das gesagt hatte, wurde er zusehends aufgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Gewändern. Die sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht zum Himmel? Dieser

Jesus, der von euch weg gen Himmel aufgenommen wurde, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt gen Himmel fahren sehen. [34]

Kritiken

In seinem Aufsatz in den Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft Nr. 94 schreibt Manfred Hecker:

Man bedenke: bei geöffneter Haupttür leuchtet dem Eintretenden vom Altar her – auf schimmerndem Goldgrund (an eine Ikone gemahnend), blassgrau hervorgehoben mit braunem Haupthaar und mit einem in hellem Blau gehaltenen schleierartigen Gewand umgeben – ein unter dem Gewand plastisch als Mann erkennbarer Christus entgegen. Umrahmt von rosigen Engelköpfchen (wohl individuelle Züge tragend) mit hellschimmernden Flügeln, goldenen Sternen über den Häuption, auf preußischblauem Hintergrund. [35]

Annelotte Range äußert sich in ihrer Dissertation über Sascha Schneider zu diesem Bild:

Beibehalten von der ursprünglichen Projektierung ist die einheitlich weiß-graue Farbgebung für das knöchellange Gewand und die Wolkenformationen, die Christus bis zur Brust einhüllen. Die Transparenz, die den Körper Christi durchscheinen lässt, wird noch heutzutage als provokativ empfunden.

Oberhalb der Wolkenzone, die zwei Drittel der Bildfläche einnimmt, ist der Himmel [...] mit Gold besetzt [...] Vor dieser kostbaren Folie erheben sich das blondgelockte, nimbierte Haupt Christi und die im Segensgestus erhobene Rechte. In den windbewegten Haaren dokumentiert sich die Bewegung des Hinauffahrens. Cherubsköpfchen auf azurblauem Grund, jedes ein Individuum, umziehen als Binnenrahmen den auffahrenden Christus: je fünf an den Längsseiten, zwei als untere und ein größeres als obere Begrenzung, die weitgespannten Flügel der Bogenform anpassend [...] Das Motiv des Schwebens ist durch die auf den Kopf gestellten Cherubsköpfe sehr originell auf den ganzen Bildkörper, d. h. Rahmen und Innenbild, ausgedehnt. [36]

Das Motiv erschien zu ärmlich

Das Altarbild in St. Mauritius zu Wolkenburg /

Prof Sascha Schneider – Freund von Karl May

(Quelle: Sächsisches Tageblatt vom 24.12.1987, Ausgabe Karl-Marx-Stadt)

„... weil ich in Wolkenburg im Muldental sein werde, allwo mir hinter meinem Rücken der akademische Rat als Anerkennung meiner Enttäuschung in Dresden ein Altarbild zu malen gütigst geruht hat ...“, schrieb Sascha Schneider (siehe Bild, sitzend) am 2. August 1904 an Karl May, und eben diese Mitteilung – enthalten in der Monographie „Karl May und Sascha Schneider“ von Hansotto Hatzig – war es, die mein Interesse erweckte. Pfarrer Ulrich Schulze bestätigte meine Anfragen nach dem Vorhandensein des Altarbildes „Himmelfahrt Christi“, verwies jedoch darauf, dass es wegen der Restaurierungsarbeiten in Sankt Mauritius nicht zugänglich sei. Trotz alledem kam es im



Pfarrhaus in Wolkenburg zu einer Begegnung mit dem sich als Kenner der Werke Mays und Schneiders Erweisenden, der mit sicherem Griff aus dem wohlgeordneten Archiv des evangelisch-lutherischen Pfarramtes Wolkenburg/Kaufungen all jene Dokumente präsentierte, die mit der in Rede stehenden Angelegenheit in Verbindung standen, auch die Briefe Schneiders, in der für ihn so charakteristischen Handschrift. So rundet sich das Bild, das hier nur skizzenhaft angedeutet werden kann.

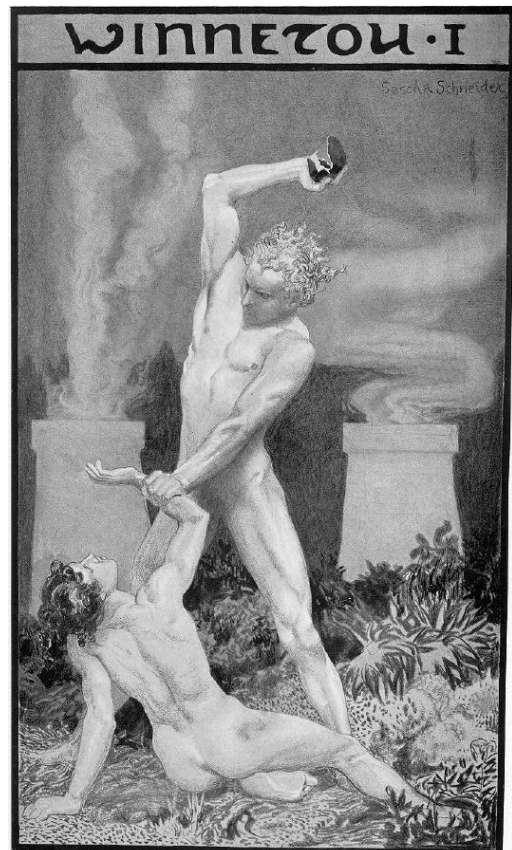
Im Monat Juni des Jahres 1903 hatte der im 61. Lebensjahr stehende Karl May den um 28 Jahre jüngeren Maler Alexander (Sascha) Schneider in seinem Atelier besucht, der bei einer Ausstellung in Dresden (1894) durch seine ungewöhnlichen, ideengeladenen Kartons Aufsehen erregt und bereits damals Mays Aufmerksamkeit geweckt hatte. Aus dieser ersten persönlichen Begegnung erwuchs jene Freundschaft, die den Dichter wie den Maler gleichermaßen beflügelte. War es doch der letztere, der, als erste Persönlichkeit von Rang Mays Gesamtwerk spontan zur Literatur rechnete. Nach dem Kennenlernen las er seine Werke und schuf daraufhin 25 verschiedene Titelbilder, die – „mögen sie darstellen, was sie wollen, und mag man in sie hineinlegen, was man will“ (Hatzig) – Kunstwerke sind und im leider auch heute noch fast unbekanntem Schaffen Schneiders einen hervorragenden Platz einnehmen.

(Einfügung J. Krause)

Nebenstehendes Bild: Sascha Schneider 1904, Buchumschlag für „Winnetou I“

https://karl-may-wiki.de/index.php/Sascha_Schneider

Doch zurück nach Wolkenburg. In den Jahren von 1794 bis 1804 entstand dort die schönste sächsische klassizistische Dorfkirche, deren erste umfassende Restaurierung 1904 erfolgte. Am 20. Juni 1904 teilte Prof. Gußmann dem Pfarrer Johannes Köhler mit, dass die Kirche „vom Sächsischen Kulturfonds ein Altarbild erhalten soll. Prof. Sascha Schneider ... soll ein Himmelfahrtsbild malen.“ Geplant war (ursprünglich), das bisherige Altarbild von Adam Friedrich Oeser (1717 bis 1799) in die Taufkapelle zu versetzen und an seine Stelle ein neu zu schaffendes Werk des am 22. Mai 1848 in Wolkenburg geborenen Malers Fritz von Uhde, eines der Hauptvertreter des Impressionismus – der in seinen religiösen Darstellungen das Wirken Jesu in die Gegenwart verlegt – zu plazieren. Ein Armbruch von Uhdes verhinderte dieses Vorhaben; am 29. Juli 1904 besuchte Pfarrer Köhler Prof. Schneider, der sich, wie eingangs bezeugt, nicht sonderlich begeistern konnte. (Und der) dies May (gegenüber) erneut bekundete, am 5. Dezember 1904 wetternd: „Das Altarbild in Wolkenburg ist auch so eine Schundarbeit; nun werde ich bald ungeduldig, immer wieder mit der Verbindung und den erbärmlichen Wünschen der Menschen zu rechnen ...“



Doch, es kam noch Ärgerlicheres: der akademische Rat lehnte die eingesandten Kartons ab, das Motiv – Christus und zwei Engel – erschien ihm zu ärmlich, und Schneider schuf einen neuen Entwurf, den wiederum der Kirchenvorstand erschrocken beanstandete, der sich jedoch mit tätiger Unterstützung von Pfarrer Köhler gegen alle moralischen Vorbehalte durchsetzte. Der Künstler, Professor an der Großherzoglich Sächsischen Hochschule für bildende Kunst zu Weimar, schuf das Altargemälde, so, wie es schließlich ohne weiteren Widerspruch Aufstellung fand. In einer Zeit, in der er May berichtete: „Nun kommt noch Satan und Ischariot und Weihnacht(en). Dann haben wir alle beisammen.“ (14. Juli 1905) ...

Um wenige Zeilen weiter noch einmal aufzubegehren: „... ich arbeite heftig an meinem Altargemälde. nie bin ich einer Arbeit so überdrüssig geworden. Jetzt erklärt der Pastor, er mag das Bild überhaupt nicht. Sie werden sehen, es kommt noch zu einem *rencontre*“. Selbstverständlich blieb ein solches feindliches Zusammentreffen der beiden Herrschaften aus, obwohl der Pastor – gemeint ist unzweifelhaft Pfarrer Köhler – sicherlich berechtigten Grund hatte, auf den Künstler gleichermaßen wütend zu sein. Nicht zuletzt wegen dessen Allüren, wegen dessen Saumseligkeit, das Bild im 100. Jubiläumsjahr, der Kirchenweihe von 1864 zu liefern. Was war eine Weihe ohne das Altarbild? Schneider teilte dann noch am 3. Oktober 1905 dem Pfarrer lakonisch mit: „Den Termin: 30. Oktober können wir nicht festhalten ...“ Der Zeitpunkt der Ablieferung ist bedauerlicherweise nicht mehr feststellbar.

Und, als dann endlich jenes Bild den ihm gebührenden Platz eingenommen hatte, erwies es sich in den Augen der Gläubigen, jener schlichten Gemeindeglieder aus Wolkenburg und Kaufungen, zumindest recht ungewöhnlich. Wie mündlich überliefert ist, sogar als ausgesprochen fragwürdig, so manches alte Weiblein senkte verschämt den Blick ... Das hatte man nicht erwartet, der liebe Herrgott war ja ...

Man bedenke: Bei geöffneter Kirchentür leuchtet dem Eintretenden, auf schimmernem Goldgrund (an eine Ikone erinnernd) blassgrau hervorgehoben, mit braunem Haar und mit einem in hellem Blau gehaltenen schleierartigen Gewand umgeben ein nackter Christus (*in der zweiten Fassung s. u.: ein unter dem Gewand plastisch als Mann erkennbarer Christus*) entgegen. Umrahmt von rosigen Engelköpfen (individuelle Züge tragend), mit goldenen Flügeln, auf blauem Hintergrund. Pfarrer Schulze gestand freimütig, dies erinnere – dieser Christus – an Winnetou. Und, es war schade, dass Karl May nie dieses Werk seines Freundes Sascha Schneider hier in Wolkenburg sah, entstanden in derselben Zeit, als dieser jene Jugendstiltitelbilder schuf; diese überdauernd.

Manfred Hecker

*(Der vorstehende Text erschien ähnlich unter:
Manfred Hecker, Burgstädt: Das Altarbild von St. Mauritius zu Wolkenburg, Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft, 24. Jg., Nr. 94, Dezember 1992, S.8ff.)*



Die klassizistische Kirche in Wolkenburg

(Die Kirche, Evangelische Wochenzeitung, Allgemeine Ausgabe 15.9.1974)

... die durch eine ovale Kuppel nach oben abgeschlossene Taufkapelle ... Im Hintergrund ist hier 1905 das ursprüngliche Altarbild „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ angebracht worden ein Gemälde von Goethes Zeichenlehrer Adam Friedrich Oeser, die Zweitfassung des in der Leipziger Nikolaikirche befindlichen Originals. Übrigens hat Oeser dieses Bild niemals vollendet. Auf Anraten der Grafen von Einsiedel wurde das begonnene Werk von Schnorr von Carolsfeld und Adolph Menzel fortgesetzt und vollendet. ...

Namhaft waren ... um 1900 die Summen, die das Königlich Sächsische Ministerium des Innern, in Anbetracht der hohen künstlerischen Bedeutung dieser Kirche, für ein neues Altarbild und eine Gedenktafel für den am 22. Mai 1848 in Wolkenburg geborenen Maler Fritz von Uhde stiftete. Die Ausführung des neuen Altargemäldes übertrug man auf Vorschlag des Akademischen Rates dem Weimarer Kunstmaler Professor Sascha Schneider. Wohl mag die als Wandbild gemalte Darstellung der Himmelfahrt Christi dem damaligen Zeitgeschmack entsprochen haben, aber nach heutigen Gesichtspunkten ist das zwischen zwei korinthischen Säulen angebrachte Gemälde sehr fragwürdig und mit Vorbehalt zu betrachten. ...